

Die Gartenlaube

Aufn. Ita von Morsey-Ebhardt



30 Pf. 10 Cents U.S.A.
60 Gr. Oestr.

Ausgabe B
m. Versichg. 40 Pf. zuzügl.
ortsüblich. Zustellgebühr

1932. Nr. 49
Berlin, 8. Dezember

Vom Ohr zum Herzen

Mutter Margritt. Sie sind seit mehreren Jahren verheiratet und Mutter dreier Kinder. Seit Beginn Ihrer Ehe ist es in Ihrem Hause Sitte, daß am Weihnachtsabend ein alter, lediger Onkel Ihres Mannes zur Bescherung eingeladen wird. Da zwischen dem alten, etwas wunderlichen Herrn und Ihrer Familie im übrigen keine besonders herzlichen Beziehungen bestehen, wird der traditionelle Weihnachtsbesuch von der ganzen Familie als eine gewisse Belastung angesehen, Ihr Mann hält jedoch aus Pflichtgefühl daran fest.

Ihre Frage ist durchaus nicht einfach zu beantworten. Das Recht der Familie, gerade den schönsten Feiertag des Jahres ungestört mit eigenen Lieben zu verleben, kommt hier in Konflikt mit dem Gebot der Nächstenliebe. Denn für den alten Herrn, der kein Heim, keine Kinder hat, wäre es gewiß sehr schmerzhaft, den Heiligabend allein zu verbringen. Wenn der Onkel aber im alltäglichen Leben keine besondere Teilnahme an Ihnen allen zeigt, wenn keine echten Freundschaftsgefühle Sie mit ihm verbinden, so ist es zumindest zweifelhaft, ob es notwendig ist, das Weihnachtsfest mit einer so rein äußerlichen Geste zu stören, um so mehr, als auch die Kinder durch die Gegenwart des Onkels bedrückt werden. Denn schließlich sind nun einmal sie bei der Bescherung die Hauptpersonen.

Um zu einem bestimmten Urteil zu gelangen, müßte ich mehr über den Onkel wissen; vor allem ist wichtig, was ihn in Ihre Familie treibt. Ihr Fall ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil er einen von den Grenzfällen darstellt, die sich unter Verwandten so oft ergeben. Nächstenliebe, Rücksicht kann notwendig, kann aber auch verkehrt sein. Wenn Sie nämlich von egoistischer Seite ausgenutzt wird, wenn auf der einen Seite Belastung getragen wird, ohne daß auf der anderen eine Art seelischer Kompensation, vielleicht nicht einmal die tiefere moralische Berechtigung vorhanden ist. Und schließlich: Wenn fünf Menschen durch einen einzigen gestört werden, dann müssen auf dem Konto dieses einen auch „Aktiva“ stehen, damit das fünffache Opfer sinnvoll sei. — Ein praktischer Ausweg wäre vielleicht ein Kompromiß. Verlegen Sie die Bescherung auf einen früheren Zeitpunkt, so daß der Haupttrubel vorüber ist, wenn der Onkel kommt, sagen Sie ihm, Sie hätten dies mit Rücksicht auf die Kinder getan! Sie haben dann noch immer Zeit vor sich, um Ihre Pflichten ihm gegenüber zu erfüllen.

P. W., Heidelberg. Sie haben vor einem Jahr geheiratet und in die Ehe Ihr fünfjähriges Töchterchen aus erster Ehe mitgebracht.

Obwohl Sie Ihren zweiten Mann herzlich lieben, kommt es öfters zu Unstimmigkeiten in Erziehungsfragen.

Ich möchte Sie sehr ernst warnen. In Ihrem Brief steht ein Satz, der eine große Gefahr für Ihre neue Ehe offenkundig macht: „Ich denke dann immer, er schilt mit dem Kind, weil er es doch nicht so lieb hat, wie wenn es sein eigenes wäre.“ Mit dieser Einstellung gefährden Sie nicht nur das Glück Ihrer Ehe, sondern auch die Erziehung des Kindes und gleichzeitig die gute Entwicklung der Beziehung zwischen Tochter und Stiefvater. Vor allem müssen Sie den Unterschied seiner Liebe wohl als Tatsache, nicht aber als Vorwurf erkennen. In Ihrem Mann ist die volle Bereitschaft, das Kind zu lieben wie ein eigenes; ein „Mehr“ kann er zunächst gar nicht ausagen. Die Gesetze der Natur sollen wir nicht in falscher „Gefühlsduselei“ verwässern wollen; sie bewußt oder unbewußt zu übersehen, bringt die latente Möglichkeit einer Katastrophe. Die seelische Bereitschaft im Herzen Ihres Mannes kann mit der Zeit zu einer tiefen Zuneigung wachsen; Ihr eigenes Verhalten wird dabei eine wichtige Rolle spielen, und durch unrechtes Mißtrauen können Sie viel verderben. Gerade in dieser ersten Zeit Ihrer Ehe muß das Töchterchen fest in die Gemeinschaft hineinwachsen, ehe die Geburt eines zweiten Kindes die bereits vorhandenen Schwierigkeiten noch belastet. Ihr Mann muß das in ihn gesetzte Vertrauen fühlen, um dem ersten Kinde mit ganzem Herzen Vater sein zu können. Sie nehmen ihm jede Unbefangenheit und zuletzt auch den guten Willen, wenn Sie Zweifel an der Lauterkeit seiner erzieherischen Handlungen von Anfang an fühlbar machen. Ihr Töchterchen ist Ihr erstes und bis jetzt einziges Kind; es wird unter dieser Tatsache sowieso pädagogisch benachteiligt. Seien Sie deshalb nicht überängstlich, wenn es auch einmal ein energisches Wort zu hören bekommt!

K. N. B. 100. Sie sind Lehrerin und seit längerer Zeit verlobt. Ihr Bräutigam hat zwar eine feste, aber nicht pensionsberechtigte Stellung, und Verwandte raten Ihnen daher ab, die eigene bis ins Alter gesicherte Existenz für eine Ehe aufzugeben.

Ich halte Ihre eigene Auffassung für völlig richtig. Niemand kann heute für sein ganzes Leben voraussagen. Wenn Sie nach jahrelanger Prüfung Ihrer Liebe gewiß sind, wäre es töricht, Ihr Lebensglück einem pensionsberechtigten einsamen Alter zu opfern. Sie nehmen Ihre eigene Arbeitskraft in das neue Leben mit hinein, und wenn, wie Sie schreiben, das Wort „ich will“ als Motto über Ihrem Weg steht, zweifle ich nicht daran, daß Sie diese Kräfte zum Segen der neuen Gemeinschaft nutzbar machen werden. Ich habe mich über Ihren Brief von Herzen gefreut, weil er eine klare, saubere Gesinnung zeigt, weil hier ein gesunder Instinkt sich dagegen wehrt, die Ehe zu einem Spekulationsobjekt zu machen. Erhalten Sie sich Ihren frohen Mut — dann werden Sie sich auch in der Fremde ein glückliches Heim schaffen.

Köstlich

ist das tägliche Abpudern mit Vasenol-Körper-Puder, der die Haut erfrischt, Wäsche und Strümpfe schont. Deshalb:

Vasenol

KÖRPER-PUDER



Soeben erschien:

Bô Yin Râ

„Aus meiner Malerwerkstatt“

Gebunden Rm. 4.—. Zum ersten Male äußert sich Bô Yin Râ hier über seinen Werdegang als Maler und sein künstlerisches Schaffen. Tiefe beglückende Freude strömt aus diesem interessanten Künstlerbekenntnis. Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

Knorr

empfiehlt für die nächste Woche folgende Suppen

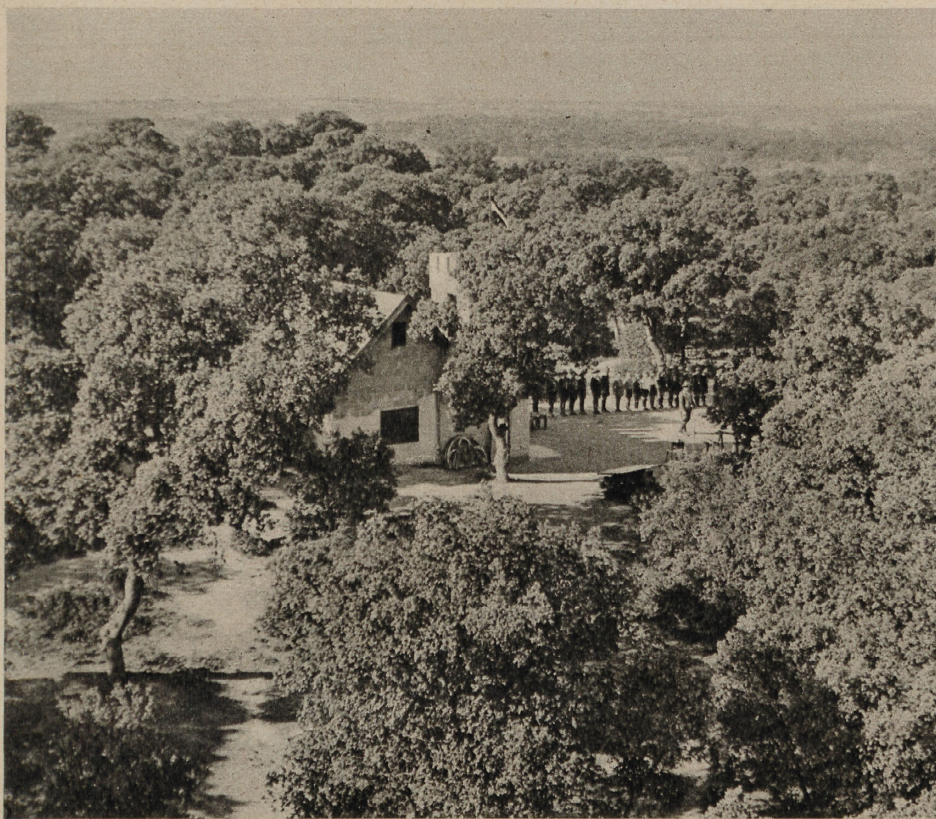
Sonntag: Ochsenschwanz
Montag: Grünkern
Dienstag: Eiernudeln
Mittwoch: Pilz
Donnerstag: Tomaten
Freitag: Frühling
Samstag: Erbsen mit Speck

Alle diese Suppen lassen sich ohne Zutaten mühelos zubereiten mit

Knorr Suppenwürfel

1 Würfel = 2 Teller = 10 Pfennig

Fordern Sie von E. D. Knorr & Co. Heilbronn a. N. S. kostenloses Prämienverzeichnis. Es ist Ihr Vorteil!



Deutsche Pfadfinder in Madrid

Die zwischen spanischen Eichen versteckte „Rheinsburg“ ist der wöchentliche Treffpunkt der deutschen Pfadfinderschaft in Madrid, die hier jeden Sonntag ihre Übungen abhält. Kommandant ist der Direktor des deutschen Realgymnasiums in Madrid, Schulz, (unten rechts). Neben ihm der seit 50 Jahren in Madrid ansässige Ehrenführer der Bewegung, Knappe

Aufnahmen Norbert Ebel, Madrid



Reichswehrminister von Schleicher

wurde unter Beibehaltung seines bisherigen Amtes zum Reichskanzler ernannt

Aufn. Scherl



„Aus Preußens großer Zeit“

Unter diesem Motto wurden auf einem historischen Volkskunst-Abend der Deutschen Landesbühne in Berlin Szenen aus den Befreiungskriegen im Kostüm der Zeit vorgeführt. — Unser Bild zeigt den Fackelzug der Studenten vor Yorck in Königsberg

Aufn. Scherl

Neue Ufa-Tonfilme

„Morgenrot“,

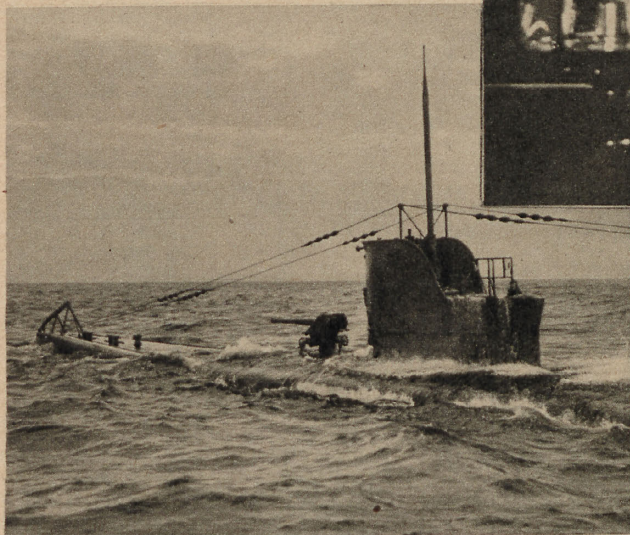
ein U-Boot-Film, nach einer Idee von
Kapitän Freiherrn von Spiegel, bearbeitet
von Gerhard Menzel

Produktion: Günther Stapenhorst



Kapitänleutnant Liers (Rudolf Forster, rechts), Majorin Liers, seine Mutter
(Adele Sandrock), und Oberleutnant zur See Frederik (Fritz Genschow)
auf der Abschiedsfahrt zum Bahnhof

Links: Das U-Boot taucht



„F. P. 1 antwortet nicht“

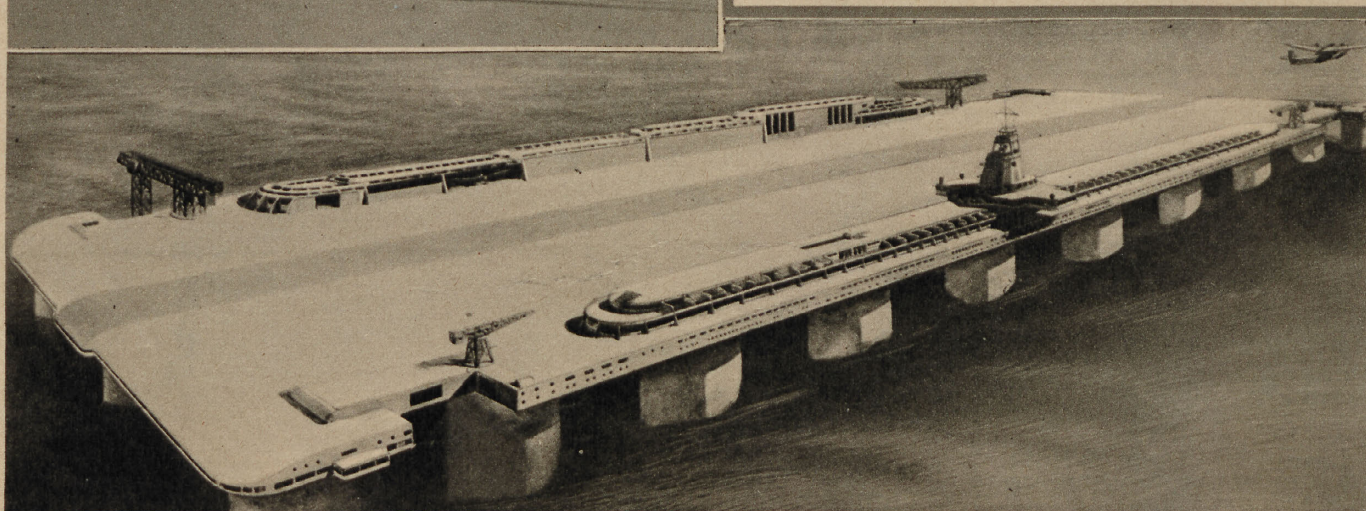
Großtonfilm nach dem gleichnamigen Scherl-Roman
von Kurt Siodmak

Erich-Pommer-Produktion



Die drei Hauptdarsteller: (von rechts nach links) Hans
Albers, Sybille Schmitz, Paul Hartmann

Links: Das erste Flugzeug landet auf der neuerbauten
Flugplattform (F. P. 1) im Weltmeer (unten) Aufn.: Ufa



Ein Weihnachtsgeschenk des Alten Fritz

an den General de la Motte Fouqué

Aufn. v. Debschitz-Kunowski

In der kleinen Sammlung der Staatlichen Porzellanmanufaktur befinden sich historische Gegenstände aus der Gründungszeit des Betriebes. Neben den Arbeiten aus der Zeit Wilhelm Caspar Wegelis, der der allererste Leiter der Berliner Fabrik war, stehen Kleinodien der friderizianischen Epoche. Von dem besonders reizvollen Frühstücksservice für des Großen Königs getreuen Freund und General de la Motte Fouqué soll hier die Rede sein. Der General soll wenig Vertrauen gehabt haben zu den Leistungen der jungen Berliner Porzellanfabrik, und des Königs eifrigstes Bestreben war es, dem treuen Freunde zu beweisen, daß märkisches Porzellan dem Meißener oder gar dem ausländischen gleichwertig sei. Deshalb bestellte Friedrich der Große Weihnachten 1767 in der Berliner Fabrik jenes schöne Geschirr, das de la Motte Fouqué als „parfaitement achevé“ bezeichnete, als es ihm zum Weihnachtsgeschenk gemacht wurde. Die Schatullrechnungen Friedrichs des Großen, uns Heutigen zusammen mit den sogenannten Sessionsbüchern die wichtigsten Dokumente der friderizianischen Epoche, erzählen von dem Schreiben, mit dem der König dem Freunde das schöne Döjeuner übersandte: „Ich sende Ihnen, mein lieber Freund, ein Tafelgeschirr aus meiner Porzellanfabrik, das ich seit langer Zeit für Sie bestimmt habe und das durch Schuld der Porzellanöfen nicht eher fertig geworden ist. Bitte, benutzen Sie es! Sollte es in die Brüche gehen, werde ich mit Leichtigkeit Ersatz schaffen. Lassen Sie es sich gut gehen, leben Sie zu meiner Genugthuung und genießen Sie alle Vorzüge, die die menschliche Natur uns bietet! Das sind die Wünsche, die Ihr getreuester Freund für Sie hegt. Friedrich.“



Man kann des Generals Ausspruch, daß er das Geschenk „parfaitement achevé“ finde, vollauf verstehen. Man bewundert die schöne Form, die elegante Bemalung, den entzückenden Dekor an den Rändern der Tassen, der Anbietsplatte, der Zuckerdose. Die Kaffeetasse erscheint in diesem Falle als Einsatztasse, sogenannte „Trembleuse“, eine besondere Einrichtung der Zeit, die zum Zittern neigenden Händen den Genuß von Kaffee oder Tee erleichtern wollte. Der Rand der Berliner Tassen zeigt jenen „quadrillierten“ Goldmosaikcharakter, der zuerst im Meißener Porzellan begegnet, das der Große König während der Besetzung Sachsens im Kriege vielfach begutachten konnte. Figuren nach Watteau beleben die Schaufseiten der Einzelteile dieses schönen Weihnachtsgeschenk Friedrichs des Großen an seinen getreuen Freund und General.

D. B.

Die 12

Weihnachts- geschenke der Agfa

von 4 05
Mk. l. an

Weihnachts-Prospekte erhalten Sie bei den autorisierten Agfa-Händlern



Das wird
eine Überraschung geben -

wenn der langersehnte Anker-Teppich
unter dem Weihnachtsbaum liegt.

Anker-

Teppiche und Läufer

Jeder angesehenen Teppichhändler
führt Anker-Teppiche, Anker-
Brücken, Anker-Bettumrandungen,
Anker-Läufer und die einfarbige
Anker-Auslegeware.

Seit 1854



Gesundheit ist mehr wert

eine Selbst-
verständlichkeit, für ihre Er-
haltung und ihre Wieder-
herstellung alles aufzuwen-
den. Niemand bleibt von
Krankheiten verschont. Die Kosten
aber sind oft so hoch, daß sie nicht aufge-
bracht werden können und deshalb eine ausreichende
Behandlung unterbleibt. Eine gute Krankenversicherung muß
Ihnen also vor allem hervorragende Leistungen bieten. Sie erhalten
von uns eine Gesamtleistung von jährlich bis 1000.— Reichsmark,
Sie sind stets Privatpatient und zahlen nur einen geringen Beitrag.
Über 36 Millionen Reichsmark zahlen wir an unsere Mitglieder.

Sie erhalten nach Tarif Ath:

für eine Konsultation	100 % b. zu RM 3.—	Arzneien 100 %
„ einen Besuch	100 % „ „ 5.—	Krankenhausaufenthalt für den Ver-	
„ „ Nachtbesuch	100 % „ „ 7.50	pflegungstag bis zu	RM 6.—
Aerztliche Sonderleistungen und Ope-		Wochenhilfe RM 50.—
rationskosten bis zu	RM 250.—	Sterbehilfe (ohne Sonderbeitrag)	
Aerztliche Kilometergebühren in einem		bis zu	RM 800.—
Versicherungsjahr bis zu	RM 40.—	und die weiteren tariflichen Leistungen.	

Sie zahlen nach Tarif Ath:

Männer monatlich	RM 4.—	1 Kind monatlich	RM 2.—
Frauen	„ 4.—	2 Kinder	„ 3.50



Fordern Sie bitte Prospekt 6

Deutscher Ring Krankenversiche-
rungsverein a. G. Hamburg 36

Lohn
und
Brot



für deutsche Arbeiter!



Verlangt
gestrickte

Strümpfe u. Socken

Nur mit diesem Etikett!

Allerbeste Qualität wird dadurch garantiert!

Grippe • Asthma • Katarrhe • Sodbrennen
Halsschmerzen • Husten • Heiserkeit

**EMSER KRÄNCHEN,
QUELLSALZ, PASTILLEN**

Vorbeugen, lindern, heilen

Rein natürl. u. edt nur mit Schutzmarke



Ein schönes Geschenk, zum Weihnachtsfest passend.

Salzwedeler Baumkuchen

Nr. 1 ungef. 3-4 Pfd., Höhe 30cm | Nr. 3 ungef. 5-5½ Pfd., Höhe 40cm
„ 2 „ 4-4½ „ „ 30 „ | „ 4 „ 6-6½ „ „ 45 „
Baumkuchen im Anschnitt, also weniger als 3 Pfd., kann ebenfalls
täglich frisch versandt werden.

Preis pro Pfd. 3,20 M. ab hier, Verpackung billigst berechnet.
Unbekannten Bestellern: Nachnahme.

Vereinigte Schemikowsche Baumkuchenfabriken

Inh. Fritz Kruse, Salzwedel • Fernruf 745 - Telegr.: Konditor Kruse
Postcheckkonto: Magdeburg 13371 f. A. F. Schemikow, Salzwedel

Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Buffalo

eine Erzählung aus der Prärie von Olaf Aslagsson

I. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Den Rest des Sommers verbrachten Mutter und Sohn in den Bergen. Da gab es Nahrung im Überfluß und das frischeste Wasser, das man sich wünschen konnte. Das Kalb wuchs und nahm Form an. Seine Gliedmaßen waren nicht mehr so unverhältnismäßig lang. Namentlich der Vorderkörper hatte sich entwickelt: Das Bisonblut erwies sich als das stärkere.

Gleichzeitig mit dem Körper entwickelte sich auch sein Verstand. Es hatte eine gute Lehrmeisterin in seiner Mutter. Die war immer wachsam, immer auf der Hut. Sie kannte die Berge und die Ebene und alle Gefahren, die dort lauerten. Sie wußte, welche Tiere man nicht zu fürchten hatte und welche man vorsichtigerweise mied. Daß man sich um die großschnauzigen Präriewölfe nicht zu kümmern brauchte, hatte das Kalb schon gelernt. Die waren nicht gefährlich für Leben und Glieder, außer wenn man krank oder wund war. Etwas anderes war es mit dem gewöhnlichen Wolf, dem Graubein. Von dem hielt man sich lieber fern. Nicht, daß man ohne Besinnen hätte laufen müssen, wenn man ihn traf; nein — so gefährlich war er nicht. Aber es schadete nichts, achtsam seinen Verstand zu gebrauchen.

Eines Morgens früh — kaum daß sie das Gehölz verlassen, in dem sie die Nacht zugebracht hatten — stießen sie unvermittelt auf ein Wolfspaar. Instinktiv wurde das Kalb ängstlich und wollte flüchten; es wußte noch nicht, daß die Schnelligkeit des Wolfs die seine übertraf. Die Mutter hingegen wußte das und blieb stehen. Sie rief das Kalb zu sich und rührte sich nicht vom Fleck, solange die Wölfe sich in Entfernung hielten.

Das Kalb verstand dennoch, daß man sich vor diesen Tieren zu hüten hätte. Es sah das am Aussehen der Mutter, an ihrem wütenden Blick, ihrem gesenkten Kopf, hörte es an dem tiefen, drohenden Gebrüll, das ihr in der Kehle rasselte, während sie dem verhassten Feind in die Augen starrte.

Die Wölfe umschlichen sie eine Weile, anscheinend nur aus Neugier. Nach dem Kalb gelüftete es sie zwar, aber der Versuch, es von der Mutter fortzulocken, war mit zu großer Mühe verbunden. Die Luft war warm, und die Berge strotzten von Nahrung.

Als sie einmal zu nahe kamen, stampfte die Bisonkuh hart den Boden und fauchte sie warnend an. Und als sie nicht weichen wollten, sondern sie gleichsam verhöhnten, fuhr sie mit gesenktem Kopf und wutblitzenden Augen auf sie los. Die Wölfe wichen ihr mit Leichtigkeit aus. Sie blieben einige Schritte vor ihr

mit offenem Maul stehen, als ob sie sich belustigten. Die Kuh besann sich alsbald und machte, daß sie wieder zum Kalb kam. Ihr war klar, daß sie da eine Dummheit begangen hatte, und sie sah fast verlegen drein. Nun hielt sie sich still und folgte den Räubern nur mit den Augen. Zulezt wurden die Wölfe des Spieles müde und tröteten ihrer Wege. Aber das Kalb hatte für immer gelernt, daß das Graubein anders zu behandeln war als der harmlosere Präriewolf.

Und fast tagtäglich lernte es Neues. Jetzt erschrak es nicht mehr, wenn Rebhühner unmittelbar vor seiner Nase aufflogen. Auch an den traurigen Eulenschrei hatte es sich gewöhnt. Des Nachts, wenn es gut und warm bei der Mutter lag, wirkte dies Heulen geradezu beruhigend: Es ward zum Wiegenlied.

Die Bisonkuh und das Kalb führten ein zurückgezogenes Dasein. Die großen Rinderherden, die sich in den Bergen aufhielten und die sie öfters von weitem sahen, mieden sie.

Es war für die Kuh nicht sonderlich angenehm, so in der Einsamkeit mit so viel Gesellschaft in der Nähe zu leben, denn das lief ihrer Natur zuwider. Ihre Vorfahren hatten ständig in riesigen Herden gelebt, und das lag ihr im Blut. Wenn sie tagsüber eine Rinderherde sah oder witterte, mußte sie all ihre Widerstandskraft aufbieten, um nicht dort Anschluß zu suchen. Dem Kalb ging es ebenso: Es wollte auch zu den andern. Die gutmütige Mutter mußte sich strenger machen, als sie wirklich war, um den Sohn zurückzuhalten.

Zuweilen war die Natur so viel stärker als die Erziehung, daß sie schon weit unterwegs war, ehe sie sich besann und sich über ihr Tun klar wurde. Aber sie machte immer beizeiten halt, drehte sich um und ging zurück oder verschwand in irgendeinem Gehölz. Sie konnte nämlich nie vergessen, daß es in der Nähe einer Rinderherde oft Männer zu Pferde gab.

Und Männer zu Pferde fürchtete sie mehr als alle wilden Tiere. Die zwangen sie stets, sich des engen Pferchs zu erinnern, in dem sie mehrere Jahre als Gefangene verbracht hatte. Nie vergaß sie die entsetzlichen Tage, die ihrem Entweichen gefolgt waren. Ihr schien sogar, als höre sie noch den Lasso um ihre Ohren sausen. Und sie entsann sich grausam deutlich des Schusses, des Schlags gegen die Hüfte und der wochenlangen Pein, die darauf gefolgt war. Ihr Herz kannte keinen Zweifel: Von allen Widersachern fürchtete sie am meisten den Menschen.

Dennoch war da etwas, das lockte und zog, lockte und zog. Sie wagte nicht, zu nahe an die Herde heranzugehen; aber sie brachte es auch nicht über sich, sie gänzlich zu verlassen. Am Tage sorgte sie dafür, daß sie sie sehen konnte, und des Nachts achtete sie darauf, daß sie ihre Witterung behielt. Daß sie solcherart mit dem Feuer spielte, ward der alten Bisonkuh natürlich nicht bewußt. Sie fühlte auch nicht, daß sie nicht so gütig wie sonst zu dem Kalb war, daß sie, verstimmt und mürrisch, wegen jeder Kleinigkeit in Zorn geriet.

Das Kalb indes hatte die Veränderung wohl bemerkt. Und es richtete sich unbewußt danach. Früher hatte es sich nie Zwang auferlegt, wenn es das Euter haben wollte; die Mutter hatte stets nachgeben müssen. Jetzt war es umgekehrt: Wenn die Kuh verdrießlich war und nicht stehenbleiben wollte, drang das Kalb durchaus nicht in sie, sondern ging seiner Wege und fraß sich an Gras satt.

Des Nachts hatte die Kuh auch keine rechte Ruhe mehr, sondern lief umher und schnupperte in den Wind. Oft stand sie plötzlich auf und machte sich auf den Weg, der schlafenden Herde entgegen.

Und in einer mondhellern Sommernacht mochte sie sich wohl zu nahe herangewagt haben. Ein Niese von Büffel, der Führer der gewaltigen Herde, erhielt ihre Witterung. Er erhob sich, streckte das Maul in der Richtung, wo sie hinter dem Waldesaum verborgen stand, und tastete gleichsam die Luft mit der Oberlippe ab.

Ein Schauer durchfuhr sie, als sie sah, wie der schwere Kerl im Mondschein angetrabt kam. Wie war es nur zugegangen, daß ihre Witterung ihn erreicht hatte? Sonst achtete sie doch immer darauf, daß der Wind gegen sie stand.

Sollte sie flüchten? Die Nerven zitterten, und die Muskeln bebten; sie schnaufte unruhig und schwer. Aber sie blieb doch stehen und starrte mit brennenden Augen dem wuchtigen Stier entgegen, der so rücksichtslos daherbrauste, daß er weithin in der stillen Nacht zu hören war.

Im letzten Augenblick zog sie sich ein wenig zurück, ein wenig tiefer in den Schatten. Aber jetzt war es zu spät: Der mächtige Bursche stand schon ganz nahe und schnob, daß die Bäume bebten. Ein scharfer Geruch schlug ihr entgegen und verwirrte ihre Sinne. Sie vergaß ihr Kalb — vergaß alle Gefahren der Wildnis . . .

Darnach aber wurde die Bisonkuh so besorgt um das Kalb wie nur je zuvor. Und das Kalb trug es der Mutter nicht nach, daß sie es ein paar Tage vernachlässigt hatte. Nein, es vergaß so gleich, daß sie anders zu ihm gewesen war, als sie hätte sein sollen. Es war zu jung und lebensfroh, um lange an etwas Unangenehmes zu denken.

Die Mutter mochte vielleicht eine Art Reue fühlen — jedenfalls übertraf sie sich selbst an Geduld und Ausdauer, wenn es galt, den Kleinen zu unterhalten. Er kannte ja kein anderes Spiel als das mit ihr, und in seinem Alter war Spiel eine Notwendigkeit. Sie selber hätte von sich aus kaum Lust zum Spielen gehabt, denn dem war sie seit langem entwachsen; aber sie tat es um ihres Kindes willen.

Eine geraume Weile konnten sie Stirn gegen Stirn dastehen und Kämpfen spielen. Manchmal drang sie vor, so daß er weichen mußte. Dann wurde das Spiel für ihn beinahe Ernst. Er schnob und rollte die Augen, als gälte es das Leben. Er pflanzte seine Klauen so kräftig in den Boden, daß der Rasen aufgerissen wurde, wenn sie ihn zurückdrängte. Die Hinterbeine spreizten sich in starrem Troß, und der Rücken spannte sich, wie ein Flißbogen. Meistens aber verlor sie aus lauter Gutmütigkeit: Sie ließ sich zurückschieben, mit erbeucheltem Widerstand. Dann brüstete sich der Kleine, dann funkelten seine Augen vor Stolz.

Im übrigen waren diese Scheinkämpfe im Walde nicht nur unschuldiges Spiel, sie waren auch Lehre, ein notwendiger Teil der Erziehung. Die Mutter brachte dem Sohn manchen Kniff bei, den er sonst vielleicht nur durch traurige Erfahrung gelernt hätte. So zum Beispiel, wenn sie tat, als unterliege sie. In raschem Ruck warf sie dann den Kopf zur Seite, und das unvorbereitete Kalb schoß vorwärts, sank in die Knie, stieß sich das Maul am Boden; und mit blißschneller Kopfbewegung drückte ihm die Mutter die Hörner in die Flanke und warf ihn um. Sie wiederholte das Manöver immer wieder, bis das Kalb es nachzumachen vermochte.

Es lernte übrigens erstaunlich leicht und war groß und stark für sein Alter. Die Mutter verfolgte seine Entwicklung mit Stolz.

Im Spätsommer waren Bliß und Donner des Nachts sehr häufig.

Manchmal war das Unwetter so weit fort, daß der Donner sich nur wie ein fernes Brummen anhörte, das nicht beachtet zu werden brauchte. Das Kalb hatte sich längst daran gewöhnt und machte sich nichts daraus; auch um die fernen Bliße kümmerte es sich nicht.

Einmal aber brach das Gewitter ohne die geringsten Anzeichen über ihren Köpfen los. Ein Bliß nach dem andern durchschnitt jäh die Finsternis. Zuweilen folgten sie so dicht aufeinander, daß sie zu einem einzigen dichten Feuerstreifen wurden, der über den Himmel zickzackte. Das ohrenbetäubende Getöse, das den Blißen unmittelbar folgte, hätte genügt, um Tiere mit größerer Erfahrung als das Bisonkalb in Furcht zu versetzen. Es war die reine Himmelskanonade. Zwischen den einzelnen Knallen gab es nur sekundenlange Pausen. Himmel und Erde schienen vor Angst zu zittern. Und in den kurzen Zwischenräumen polterte das Echo von Berg zu Berg.

Das Kalb war zu Tode erschrocken. Selbst die Mutter vermochte nicht, es zu beruhigen. Es mochte nicht liegenbleiben — lief ziel- und zwecklos ins Dunkel hinaus. Die Mutter setzte ihm brüllend nach.

Ungefähr eine halbe Stunde später, als das Unwetter vorüber war und die Kuh das Kalb endlich wieder zur Vernunft gebracht hatte, befanden sie sich in einem dichten Wald. Ein Wald ist nicht der rechte Ort für einen Bison. Die Kuh fühlte sich stets unsicher im Waldesdunkel. Das erste, was sie tat, sobald sie das Kalb beschwichtigt hatte, war deshalb, daß sie lehrmachte, um möglichst rasch wieder ins Freie zu gelangen.

Das Kalb kannte diese Furcht nicht. Ihm fehlte die Erfahrung. Es wußte nichts von den blutgierigen Raubtieren, die zwischen den Bäumen umherschlichen. Jetzt, da das Gewitter aufgehört hatte, war es so mutig geworden, daß es zu grasen begann. Die Kuh mußte des öfteren stehenbleiben und auf ihr Kind warten, obwohl sie es immer wieder antrieb.

Zwischen den Bäumen war es immer noch finster; die Sterne, die nach dem Unwetter zum Vorschein gekommen waren, erloschen am Morgenhimmel. Nichts war zu hören als ihr eigenes Schnaufen und das Knacken von trockenen Zweigen unter ihren Klauen. Hin und wieder drang auch das Geheul eines Raubtiers an die Dämmerung von fern zu ihnen, worauf als Antwort das „Uhu“ der Eulen erscholl.

Endlich wuchs das aufhellende Morgenlicht langsam auch in den Wald hinein, und die Bisonkuh wurde ruhiger. Sie weidete nicht; sie ging weiter. Aber sie trieb das Kalb nicht mehr so eifrig an. Sie kümmerte sich nicht mehr darum, wenn es ein gutes Stück hinterhergeschlendert kam.

Als sie schließlich den Waldesaum erreichte, dämmerte hell der Tag, doch war die Sonne noch nicht aufgegangen. Das Kalb befand sich ziemlich weit zurück im düsteren Wald, und keines von beiden ahnte, daß Gefahr drohte. Das Kalb dachte nicht so weit, und das Tageslicht, die Stille und die Aussicht auf die Prärie mochten wohl die Alte sorglos machen. Sie rief das Kalb nicht mehr und knauelte behaglich an dem taufrischen Gras.

Da hörte sie plötzlich ein Geräusch von brechenden Ästen, von hastigen Klauenschlägen und dann einen kläglichen, halb ersticken Hilferuf . . . Sie ließ sich nicht Zeit zum Nachdenken. Sie setzte in den Wald, daß Zweige und Blätter sie umstoben. Sie sah sich nicht vor, dachte nicht daran, welchem Feind sie wohl gegenübertreten würde. In ihrem erregten Hirn summt nur der Widerhall des Klageschreis ihres Kalbes.

Es war nicht weit, und nur Sekunden vergingen — dann erblickte sie das Kalb, das unter dem Gewicht eines Kuguars zusammenzuberechen drohte. Auch jetzt hielt die Bisonkuh nicht inne, um ihren Verstand zu befragen. Nicht für den leisesten Augenblick kam ihr der Gedanke, daß sie hier das gefährlichste, blutdürstigste Raubtier der Berge zum Gegner hatte. Sie beugte nur ihren mächtigen Nacken, so daß das Haupt mit den sperrigen, spitzen Hörnern sich dem Boden näherte, und erhöhte ihre Schnelligkeit.

Die große, geschmeidige Kaze bemerkte sie vielleicht in ihrem

Eifer nicht oder war überzeugt, die Bisonkuh würde sich noch bestimmen und den tollkühnen Versuch nicht wagen. Aber diesmal verrechnete sich der Berglöwe. Die Kuh dachte nicht daran, umzukehren. Der Hilfschrei ihres Kindes erfüllte all ihr Sinnen, ihre ganze Seele. Durch ihr Hirn wälzte sich eine Woge von Haß und Raserei, als sie vorstürmte. Und mit der gewaltigen Kraft ihres Radens hob sie in dem Augenblick, da ihr rechtes Horn den Bauch des Berglöwen erreichte, den Kopf in mächtigem Ruck. Und dann setzte sie über das Kalb hinweg, ohne es zu berühren.

Ein wütendes Brüllen ertönte von der überrumpelten Rage, die, aufgespießt auf den Hörnern der Bisonkuh, fortgetragen wurde. Die Krallen des Kuguars suchten verzweifelt nach einem Halt, doch sie vermochten nur die dicke Mähne der Kuh zu packen.

Jetzt, da das Kalb außer Gefahr war, begann das Hirn der Kuh wieder zu arbeiten. Die langen Ragentrallen rühten; trotz der schützenden Mähne, ihr Fell kreuz und quer. Sie blieb stehen und versuchte, die widerliche Last mit heftigen Kopfbewegungen hinabzuschleudern; aber das krumme Vishorn wollte seine Beute nicht loslassen. Da änderte die Kuh ihre Taktik. Unter tiefem Gebrüll nahm sie einen Anlauf und stieß ihre breite Stirn gegen einen großen Baum — mit dem Kuguar als Stoßkissen. Die Luft wurde gewaltsam und geräuschvoll aus der Lunge gepreßt, und die Knochen krachten. Ein paar Zuckungen noch liefen durch den geschmeidigen Körper des Raubtiers, ein paar tastende Bewegungen mit den Beinen — dann hing es schlaff, als Leichnam, auf dem rechten Horn der Bisonkuh.

Stundenlang schritt sie so weiter, während die Leiche des Berglöwen von dem Horn herabbaumelte; denn der Kadaver blieb trotz allem, wo er war. Zuweilen geriet sie in schnaubende Wut und stieß die Last wieder und wieder gegen einen Baumstamm. Aber der tote Kuguar hing noch immer auf dem Horn. Als sie sich ausgetobt hatte, blieb sie geraume Zeit stillstehen, wie in Gedanken. Dann schüttelte sie sinnend den Kopf, als gäbe sie die Hoffnung auf, sich von dem Kadaver zu befreien, und zottelte weiter, das muntere Kalb auf den Fersen.

Erst spät am Tage wurde die Bisonkuh ihrer schauerlichen Last ledig. Sie war zu einem Bach hinabgegangen, um ihren Durst zu löschen, und als sie den Kopf zwischen stacheligen Sträuchern hindurchsteckte, um an das erquickliche Raß zu gelangen, blieb der Kadaver hängen. Sie zerrte aus aller Kraft: Das Horn glitt heraus, und die verstümmelte Leiche fiel plätschernd ins Wasser und trieb zwischen den Bäumen fort.

* * *

Die Schrammen des Kalbes heilten rasch, aber es vergaß den Vorfall nicht. Es gehorchte seitdem stets seiner Mutter, wenn es Angst aus ihrer Stimme heraushörte. Außerdem lernte es, daß man sich im Walde mehr in acht zu nehmen hätte als im Freien. Im Walde mußte man seine Augen auch aufwärts wenden.

Es wurde nun herbstlich kühl in den Bergen und immer einsamer. Es regnete oft am Tage und fror des Nachts. Und zuweilen konnte der Nebel die beiden tagelang einhüllen. Dann trotteten sie wie blind umher und wußten oft nicht, wo sie waren. Und wenn das trübe Wetter anhielt, konnten sie beide verdrießlich und ärgerlich aufeinander werden.

Die Gipfel der Berge und die Schrofen hoch über der Baumgrenze lagen längst unter Schnee. Und der Schnee kroch immer tiefer an den Hängen herab. Eines Nachts ging auch in der Ebene der Regen in Schnee über. Der Morgen war kalt und unwirtlich. Steif von der ungewohnten Kühle, erhoben sich Mutter und Sohn und schüttelten die feuchten Flocken ab. Dann verharrten sie eine Weile, witterten in den rauhen Wind, der so traurig durch das Gestrüpp heulte, und trollten sich nun langsam talwärts, zwei Einsame in der weißen Ede.

Das Kalb war anfangs voll staunender Neugier. Hatte es doch noch keinen Winter erlebt! Verdußt schnupperte es an den weißen Flocken; da der Geruch es aber nicht befriedigte, mußte es den Schnee auch schmecken. Die Kälte machte es ausgelassen. Sie waren beide so lange unzufrieden mit dem Wetter gewesen; jetzt mußte die aufgespeicherte Energie sich Ablauf schaffen. Das Kalb reckte den Schwanz in die Höhe und preschte dahin, daß der Schnee stob. Heiß und atemlos kam es zurück und wollte, daß die Mutter alle Tollheiten mitmachen sollte. Seine Augen funkelten vor Jugend. Es ging auf die Mutter los und stupfte sie freundschaftlich in die Seite. Aber nichts half: Statt

sich von der Lustigkeit mitreißen zu lassen, stieß die Mutter den Sohn nachdrücklich mit dem Schädel und zottelte verdrossen weiter.

Es wurde ein strenger Winter. Der harsche Frost setzte erst im Dezember ein und hielt sich ununterbrochen bis tief in den Januar. Tagelang wüteten die Schneestürme, als wollten sie alles Leben ausrotten. Und kaum war der eine ermattet, so begann auch schon ein anderer. In den Pausen, deren es nur wenige und kurze gab, war es so kalt, daß es überall knirschte und knackte.

Die Bisonkuh und ihr Kalb führten weiter ihr zurückgezogenes Leben. Das heißt, sie hielten sich für sich, blieben aber doch stets unweit von irgendeiner Rinderherde. Das Zusammensein mit anderen liegt in der Natur des Bisons. Aber die Furcht vor dem Menschen zwang die Kuh, die Natur zu überwinden. Jetzt lebte sie auf der Grenze zwischen Natur und Erfahrung.

Als die Kälte strenger und der Schnee tiefer wurde, bereitete die Nahrungssuche ihnen größere Mühe, und die Raubtiere gebärdeten sich frecher. Es war deshalb verständlich, daß die einsamen Tiere sich des Nachts den Rinderherden immer mehr näherten. Eine entsetzliche Sturmnacht zwang sie schließlich in eine solche Herde hinein. Am Morgen zwar zogen sie sich wieder zurück, verweilten aber doch den ganzen Tag in der Nähe. Allmählich wurde ihnen das zur Gewohnheit, und gleichzeitig verminderte sich die Angst vor dem Menschen. Wenn sie einen Mann zu Pferde erblickten, mieden sie ihn wohl, aber es war nicht mehr der alte Schrecken in ihrer Flucht.

Ende Januar erwies es sich übrigens als äußerst nützlich, daß Mutter und Sohn Zutritt zu der Rinderherde erhalten hatten. Der Winter hatte nämlich jetzt seinen Höhepunkt erreicht, und so hart hauste er, daß der Besitzer der Herde, um die Tiere vorm Hungertod zu bewahren, ihnen Heu hinschleppen ließ.

Jetzt wurde das Dasein, trotz Kälte und Sturm, erträglicher. Am Vormittag, wenn die Heufuhren in der Ferne in Sicht kamen und die ausgehungerten Rinder ihnen entgegenstürmten, blieb die Bisonkuh stets unter den Nachzüglern. Sie achtete auch darauf, sich und das Kalb an einer Stelle der Herde zu halten, wo sie es am leichtesten vermeiden konnte, gesehen zu werden. Erst wenn die Rinder fortgezogen waren, begaben sich die Nachzügler zu der Stelle, wo das Heu abgeladen war.

Die Bisonkuh und das Kalb waren übrigens nicht die einzigen, die als Schmarotzer bei der Rinderherde lebten. Ein kleines Antilopenrudel kam Tag für Tag und erhielt seinen Anteil am Futter. Anfangs zogen die flinken Tiere wieder fort, wenn das Heu verzehrt war, und zeigten sich erst nächsten Tags wieder. Später wurden sie so dreist oder so zahm, daß sie sich dauernd unter die Rinder mischten. Sobald die leichtfüßigen Antilopen die Wagen weit draußen am Horizont entdeckten, eilten sie ihnen entgegen, als wäre das Heu im wesentlichen ihnen zugesandt. Sie umringten die Wagen und folgten ihnen, bis sie die schwerfälligen Rinder trafen. Und sie scheuten sich nicht, während der Fahrt schon ein Heubüschel zu schnappen. Die Rutscher mochten wohl gutmütige Leute sein, denen es einerlei war, wer das Futter fraß.

Eine Zeitlang ging alles gut. Die Bisonkuh und das Kalb waren jetzt infolge ihrer Ausdauer Mitglieder der Herde geworden. Einmal täglich fraßen sie sich jedenfalls satt. Sie brauchten nicht, wie früher, immer auf der Hut vor Raubtieren zu sein, denen sie im übrigen kaum entgangen wären, wenn sie weiter allein gelebt hätten. In den Nächten, wenn der Sturm heulte und der Schnee einem um die Ohren stob, war es auch viel wärmer, wenn man zwischen den anderen lag.

Das Bisonkalb fraß und wuchs unmäßig. Es war ein gut Teil größer als andere Kälber seines Alters und sah dabei noch stattlicher und furchteinschößender aus, als es eigentlich war. Selbstverständlich wurde es bald der Führer der Kleinen. Sein Schädel war besser geschützt als der seiner Genossen, und das Bisonblut in seinen Adern rollte unbändiger als das Blut der anderen. Geriet der junge Bison in Wut, so steckte er lieber von stärkeren Gegnern eine Tracht Prügel ein, als daß er kampflös wich. Der Mutter als einziger gehorchte er willig und brav.

Ein paar Wochen vergingen in Frieden, aber das Wetter blieb kalt und stürmisch. Im Tiefland lag der Schnee so hoch, daß alles, was notfalls zur Nahrung hätte dienen können, tief vergraben war. Nur die höheren Hügelrücken, über die unaufhörlich die Stürme raften, lagen schneefrei. Schafe, Rinder und auch wilde Tiere starben massenweis vor Hunger und Elend.

Da kamen an einem verhältnismäßig schönen Tag ein paar Mann zu Pferde im Trab auf die Rinderherde zu. Die Bisonkuh bemerkte sie sogleich, rief das Kalb zu sich und suchte die Mitte der Herde auf, wo eine Entdeckung möglicherweise zu vermeiden war. Hier, unter den Rindern, die durchweg etwas kleiner als sie waren, kauerte sie sich zusammen, in der Hoffnung, nicht gesehen zu werden. Sie hielt den Kopf tiefer als sonst, wie wenn sie sich darüber klar sei, wie sehr er von den anderen Köpfen sich unterschied. Nur ab und zu wagte sie aufzublicken.

Aber die Männer hatten wohl von den Kutschern gehört, daß sich ein Bison in der Rinderherde befand. Der Antilopen, die so wenig Furcht zeigten, daß sie die Reiter ganz aus der Nähe anglokten, achteten sie nicht. Es war zweifellos der Bison, den sie sich näher ansehen wollten, und sie behielten ständig die mächtigen, zottigen Schultern der Kuh im Auge, die die übrigen überragten und sich fast schwarz von dem Schnee abhoben.

Nachdem sich die Männer eine Weile umgeschaut hatten, ritten sie in die Masse der halbwilden Rinder hinein. Sie ritten im Schritt und hielten auf die Bisonkuh zu. Und sie, die die ganze Zeit auch die geringste Bewegung der Reiter beobachtet hatte, begann Unrat zu wittern. Sie lockte das Kalb an ihre Seite und entfernte sich langsam und mit gebeugtem Nacken von den Verrittenen. Sie hoffte zwar immer noch, daß ihre Ahnungen sie trügen, wollte sich aber doch einen möglichst großen Vorsprung sichern.

Die Hoffnung der Bisonkuh ging nicht in Erfüllung. Und sie merkte es selbst, als sie den Rand der Herde erreicht hatte. Sie sah es an den Bewegungen der Reiter. Die waren plötzlich eifrig damit beschäftigt, ihre Lasso bereitzumachen.

Nun wußte wohl auch die alte, erfahrene Bisonkuh, wie wenig Zweck es hatte, sich mit Pferden an Schnelligkeit zu messen. Aber sie konnte doch nicht stehenbleiben und sich fangen lassen, ohne ihr Bestes zu tun, um die Freiheit zu behalten. Es lag nicht in ihrer Natur, sich kampflös aufzugeben. Mit dem Kalb auf den Fersen hastete sie über eine ausgedehnte, tiefgelegene Ebene, wo der Schnee ihr bis zu den Knien reichte. Sie hätte jeden beliebigen von den Höhenzügen wählen können, die sich fast schneelos, so weit das Auge reichte, neben dem Flachland erstreckten. Aber sie wußte, daß sie in einem Gelände, wo die Pferde ungehindert vorwärts kämen, ihren Verfolgern nicht zu entinnen vermöchte.

Die Reiter fluchten, als sie merkten, was der Bison im Sinne hatte. Die Kuh kam nur langsam vorwärts; mit schwerer Mühe folgte das Kalb ihrer Fährte. Bei jedem Schritt, den sie beide machten, sanken sie ein, und manchmal grub der Bauch der Kuh eine Furche in den Schnee.

Den Pferden erging es nicht besser. Sie waren allerdings lebhafter als die alternde Kuh und beweglicher. Außerdem waren sie insofern im Vorteil, als sie die Fußspuren der Flüchtlinge benutzen konnten. Aber die Last, die sie trugen, wog die Vorteile einigermaßen wieder auf. Anfangs behielten jedenfalls Kuh und Kalb ihren Vorsprung.

Aber dieser Vorsprung genügte der Kuh nicht. Die Rettung für sie lag darin, daß sie ihn vergrößerte. Und sie schonte weder sich noch das Kalb. An den Stellen, wo der Schnee am tiefsten lag, konnte sie nur vorsichtig und mühselig schreiten. Geschah es jedoch hin und wieder, daß sie festen Boden spürte, so erhöhte sie alsbald die Schnelligkeit. Ihr mühsamer Trott wurde dann zu einer Art Galopp, zu einer Reihe schwerfälliger Sätze, die meist damit endeten, daß sie in einer Schneewehe steckenblieb. Doch sie erhob sich immer gleich wieder, gönnte sich kein Verschnaufen. Sie war mager und schwach geworden nach den Strapazen des strengen Winters. Ihr Maul hing offen, und ihr Herz schlug zum Ersticken. Mit kurzen Zwischenräumen stieß sie zwei Atemstrahlen, die die schneidende Luft alsogleich zu Dampf umbildete, aus den Nüstern. Ihr Schweiß wurde zu einem abgegrenzten Nebel, der über ihrem Weg wehte.

Die Stunden verrannen, und die Muskeln der Kuh wurden schlaffer und schlaffer. Die Zunge arbeitete wie ein Blasebalg, aber die Augen funkelten noch voller Trost unter der zottigen Stirn. Das Kalb folgte der Mutter immer noch wacker. Aber die Pferde waren nicht mehr so weit zurück wie vormals; der Abstand zwischen den Flüchtlingen und Verfolgern ward kleiner und kleiner.

Da geschah plötzlich etwas, das entscheidend für das Schicksal der Bisons wurde. Sie waren unversehens an eine Stelle geraten, wo der Schnee nur wenige Zoll hoch lag. Die Kuh er-

kannte, was das für Folgen haben mußte, und so schnell sie vermochte, setzte sie dorthin, wo der Schnee tiefer war.

Der eine der Reiter versuchte, das zu verhindern. Er gab seinem Pferd die Sporen und schwang den Lasso über seinem Kopf. Aber in dem Augenblick, als die Leine auf den Bison aufsauste, trat das Pferd in vollem Galopp in ein Dachsloch. Mann und Pferd rollten in den Schnee, und beide blieben liegen.

Die Bisonkuh sah den Lasso und hörte das Pfeifen der Schlinge. Ihre Kräfte, die zu erlöschen drohten, flammten jäh wieder auf. Sie starrte das gefallene Pferd boshaft an. Und sie hatte schon ein paar Schritte auf das Tier zu gemacht, als das Pfeifen eines andern Lasso sie zurückschreckte. Sie drehte sich nach dem Geräusch um — eben früh genug, um der Schlinge zu entflüchten. Das Pferd, das im gestreckten Galopp daherbrauste, wurde durch die rasche Bewegung der Kuh, durch deren furchteinflößendes Haupt und ihren zottigen Körper erschreckt. Es wollte kehrtmachen und flüchten. Aber in seinem hastenden Eifer fand es keinen Boden unter den Füßen. Und als es jetzt dicht bei dem schnaubenden Ungeheuer war, ließ die Angst es steigen.

Die Bisonkuh hielt dies wahrscheinlich für einen neuen Angriff. Sie geriet in Raserei. Die stundenlange Flucht durch den tiefen Schnee hatte sie in einen Zustand versetzt, in dem sie nicht mehr wußte, was geschah. Sie sah keinen Ausweg mehr. Das einzige, was sie tun zu können vermeinte, war: für das Kalb kämpfen, solange noch Atem in ihr war. Und die verzweifelte Mutter nutzte den Augenblick, da das Pferd sich bäumte. In hurtiger Schnelle stürzte sie sich ihm entgegen. Es waren nur wenige Schritte, und die brachte sie hinter sich, während das Pferd noch auf den Hinterbeinen stand. In heftiger Wucht, mit aller Kraft ihrer Nackenmuskeln schleuderte sie den Kopf empor. Ihr rechtes Horn — daselbe, das einst den Rugar aufgespießt hatte — traf das Pferd in die Weiche. Das wild erschrockene Tier riß sich los und preschte davon, den hilflosen Reiter auf dem Rücken.

Die Bisonkuh ihrerseits hielt sich nicht damit auf, zu sehen, wie das ausginge. Mit ihrem Kalb eilte sie weiter über die schneebedeckte Ebene.

* * *

Als Buffalo, wie das junge Tier später genannt wurde, reichlich ein Jahr alt war, gebar die Mutter ein zweites Kalb: eine kleine, langbeinige Schwester, die ihren Bruder mit verständnislosen Augen anglokte.

Es war schon Sommer geworden. Der Himmel war blau, und das Gras grünte. Die Sonnenwärme blieb einsteilen noch erträglich, obwohl die Bäche bereits austrockneten. Für eine Weile war das Dasein freudenvoll: Nahrung, Wasser und Sonne gab es im Überfluß, und jetzt hielten auch die Raubtiere Frieden.

Jetzt wurde Buffalo natürlich in mancher Hinsicht von der Mutter vernachlässigt. Die Alte widmete sich ganz der Kleinen. Anfangs war das recht ärgerlich; bald aber hatte der Stierjährling sich damit vertraut gemacht. Er fühlte, daß er nun gewissermaßen als erwachsen gelten durfte, und er brüstete sich damit, daß er mit seinem Dasein allein fertig zu werden versuchte. Das bißchen Eifersucht, das er zuerst gefühlt hatte, ward bald zu Wohlwollen. Die Schwester war lieb und höchst belustigend. Er selber war ja noch nicht dem Spiel entwachsen, wenn er auch recht ernst ausah mit seinem zotteligen Kopf und der dichten Mähne. Nein, im Gegenteil, er gönnte sich jetzt wieder, was er im Jahre zuvor, wegen des Alters der Mutter und seines Mangels an Kameraden, hatte entbehren müssen.

Sie trieben sich zusammen herum, Buffalo und seine Schwester, aber stets in der Nähe der Alten. Die Kleine erschrak sehr leicht, und jedesmal, wenn ihr das widerfuhr, hastete sie zur Mutter, so schnell ihre unbeholfenen Beine sie tragen wollten. Hatte sie dann ihren Tropfen Milch erhalten, so war die Angst vorbei.

Um bei nächster Gelegenheit wiederzukehren. Etwa, wenn plötzlich Präriehühner aus einer Steppenfurche emporflatterten. Oder, wenn des Abends die Eulen ihr melancholisches Heulen ertönen ließen. Jedes Gewitter vollends — dessen früheste Bekanntheit sie übrigens erst im Spätsommer machte — ließ sie vor Furcht erstarren. Und in diesem Fall, wenn Donner und Blitz die Kleine ängstigten, konnte Buffalo sich nicht damit brüsten, der Große, Überlegene zu sein. Denn das erste Unwetter, das er seinerzeit erlebte, hatte ihn so gründlich eingeschüchtert, daß es seiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt blieb.

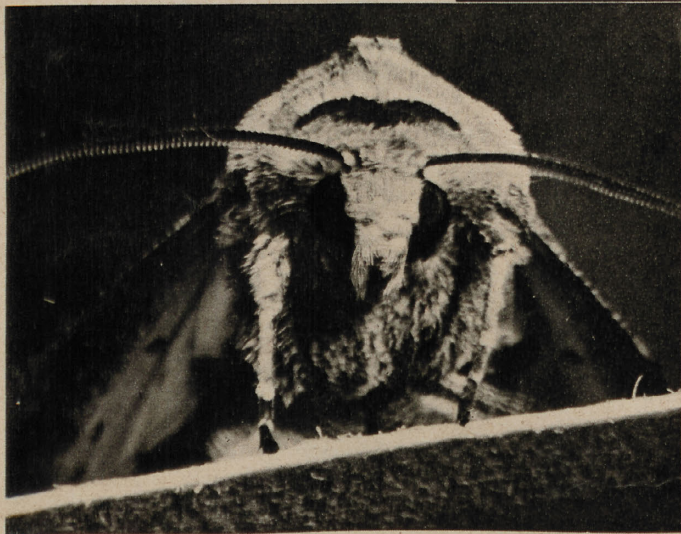
(Fortsetzung folgt)

*Für den
Menschen
muß etwas
getan werden!*

Von Annie Francé-Harrar

Eine Waldblöße mit zernagten Stämmen, deren laublose Äste sich starr ins Mondlicht strecken. Mitten darin ein flacher Tümpel, an dem ein paar riesige, geknickte Niedgräser mit wenig Erfolg zu rauschen versuchen. Es riecht nach Wasser, warmer Sommerluft und irgendwelchen unbekannten Düften, die nicht von Blumen herrühren können, weil keine da sind.

Als erstes erscheint die Kohleule. Das ist ein Nachtfalter, bepelzt, bräunlich gemustert, mit langen Antennenfühlern, beiläufig eineinhalb Meter Flügelspannweite. Ihre großen Augen phosphoreszieren kupfern. Sie läßt sich schwirrend nieder, versucht auf einem der Bäume Platz zu nehmen, bricht dabei einen Ast und purzelt zu Boden.

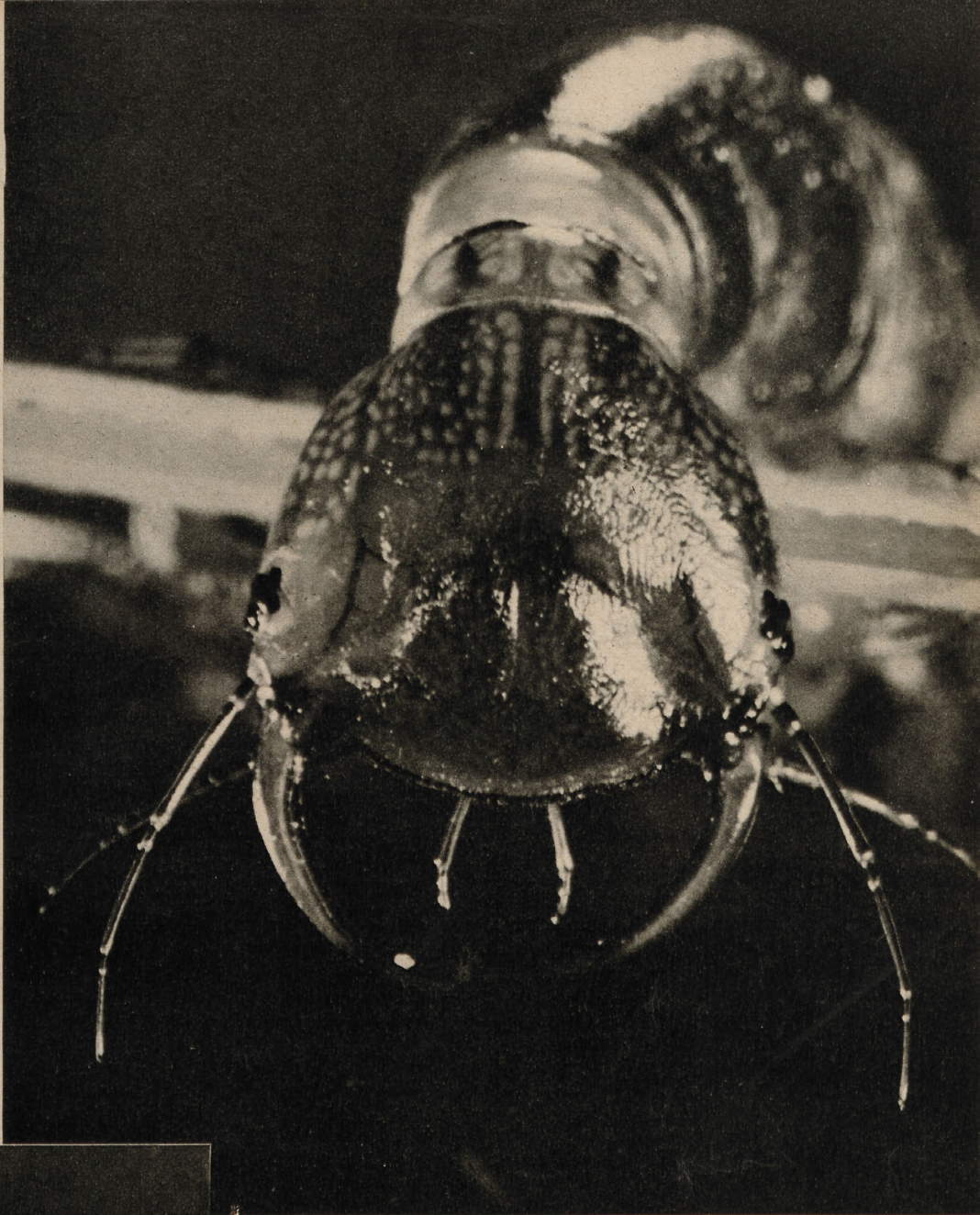


Mit klugen Augen beobachtet die Kohleule die Versammlung, schiebt sich gespenstisch heran und droht mit ihren Fangarmen

„Scheußlich! Nicht einmal ordentlich hinsehen kann man sich mehr!“

Die Ahorneule kommt ein paar Minuten später, läßt sich vorsichtshalber gleich unten nieder. „Jawohl, man kann sich schon gar nichts Unbequemeres denken. Gut Flug übrigens!“

Die Kohleule: „Gut Summ! Ich habe hier eine kleine Konferenz einberufen. Schön, daß Sie so pünktlich sind! Es muß etwas getan werden. Wir müssen einen neuen Fortschrittsbund



Wie ein Riesenungeheuer der Vorzeit wirkt die Larve des Gelbrandkäfers
Aufnahmen: Dr. Otto Croy

in den Vereinigten Insektenstaaten gründen. So geht das nicht weiter!“

Die Ahorneule puht eifrig mit den Zehen ihren ziemlich zerfetzten Hinterflügel. „Bitte, wie sehe ich aus? Geht es so? Weil man sich niemals mehr so wie früher hinsetzen kann, zerlegt man sich seine ganze Flugmaschine. Sie wissen, wir Ahorneulen sind alle weiß und schwarz gemustert. Die Urahnen hielten so viel auf einen sauberen Flügelraum. Es war einfach unanständig, sich den Flügelraum derart zuzurichten. Es war ein Heiratshindernis. Damals wenigstens.“

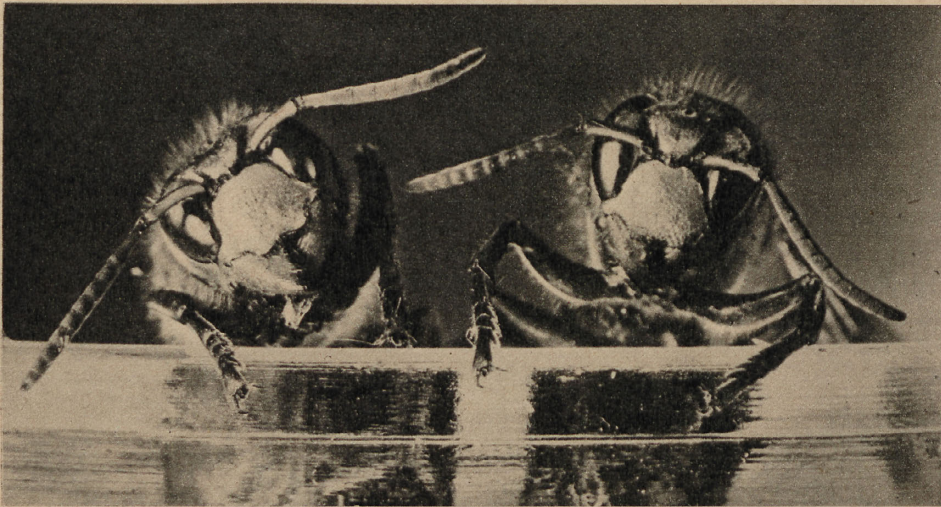
Die Kohleule: „Ja, damals. Da hatten die Insekten es gut. Da gab es noch genügend Menschen, die ihnen die Hauptarbeit abnahmen. Ganze Städte soll es von ihnen gegeben haben. Bedenken Sie, ganze Städte!“

Die Ahorneule fällt eifrig ein: „Jawohl, und Gärten und Parks. Stellen Sie sich vor, man pflanzte einfach für unsereinen Baumalleen! Wer tut das heute?“

Die Kohleule: „Und für uns Kohlfelder! (Sie bewegt melancholisch ihre Fühlerantenne.) Schöne, fette, gesunde, gutgedüngte Kohlfelder. Man konnte essen nach Herzenslust. Aber freilich, die Insekten waren klein.“

Die Libelle kommt mit wütendem Propellersausen, kreist hilflos über dem Tümpel und ruft endlich von oben herunter: „He! Hallo! Gibt es da unten etwas, worauf man sich niederlassen kann?“

Die Libellenlarve mit heiserer, besorgter Stimme aus



Kampflustig beteiligen sich die Hornissen an der Debatte

garantiert. Aber wir haben in drei Stunden Dienst im Nest."

Die Kohleule: „Gewiß. Also: Wir wissen alle, daß es vor sehr langem eine sogenannte Menschenzeit gab, in welcher die Insekten klein waren. Seither hat sich das geändert. Die Insekten sind groß, sie sind die Herren der Erde..."

Die Libelle: „Bravo! Das hör' ich immer wieder gern!"

Die Kohleule: "... und die Menschen sind von ihnen bis auf wenige ausgerottet worden. Aber, meine Freunde, gerade das war dummi!"

Die zweite Hornisse (Kampflustig summend): „Oho! Ich protestiere! Man konnte mit den Menschen einfach nicht leben! Wie hat er uns sinnlos und grausam verfolgt!"

Die Kohleule (beschwichtigt): „Gewiß, ist alles richtig. Aber trotzdem — denn wer soll die Arbeit tun, wenn nicht der Mensch? Welches Geschöpf ist so vielseitig, so klug, so arbeitssam? Wer müht sich so ab? Wer läßt auch andere teilnehmen an seinem Erfolg? Ich weiß, Sie denken an unsere Väter, die Bienen und die hochgeachteten Ameisen. Aber ich frage Sie, was nützt das uns? Ist der Egoismus dieser unserer geschätzten Mitbürger nicht himmelschreiend? Alles behalten sie für sich, nichts gönnen sie anderen. Um jeden Honigtropfen muß man mit ihnen streiten. Wir könnten glatt verhungern, wenn nicht soundso viele Pflanzen gewöhnt wären, nachts zu blühen."

Die Libelle: „Ich wenigstens bin noch nie von einer Ameise zum Mittagessen eingeladen worden."

Die Ahorneule: „Wir alle nicht. Und darum muß etwas für den Menschen getan werden. Denn er hat seinerzeit für uns alle mitgesorgt. Was ist das für ein Zustand, daß alle Wälder zerstört sind, daß die Ameisen alle Gärten für sich gepachtet haben, daß niemand für die Allgemeinheit pflanzt und sät und erntet! Wir können nicht Bäume setzen und Häuser bauen. Das ist nicht unsere Arbeit, und der große Geflügelte hat uns nicht dafür geschaffen. Wir sind groß und stark und ein herrliches Geschlecht, aber arbeiten können wir nicht. Die Kohleule — verzeihen Sie, daß ich Ihren Vortrag sozusagen fortsetze —, die Kohleule hat recht, die Welt geht zugrunde, wenn nicht gearbeitet wird. Es müssen mehr Blumen verbreitet werden, die Wälder muß man nachpflanzen —"

Die Libelle: „Wer soll den Bohrkäfern verbieten, sie wieder aufzufressen?"

Die Kohleule: „Man wird es ihnen verbieten. Diese Anarchie bei uns muß ein Ende haben. Die Welt muß besser verteilt werden, und vor allem: Der Mensch muß wieder arbeiten."

Die Hornissen: „Er wird uns wieder verfolgen, so wie früher."

Die Ahorneule: „Er wird es nicht, wenn ihr ihn in Ruhe laßt. Wozu greift ihr ihn an?"

Die erste Hornisse: „Wir greifen alles an, das ist so bei uns. Das lernt man schon als Larve im Nest."

Die Libelle: „Die Kohleule und die Ahorneule haben recht. Und wegen der Hornissen wird man keine Ausnahme machen. Ihr Sitz im sechsfüßigen Rat ist sehr klein. Es muß etwas für den Menschen getan werden. Denn nur der Mensch kann Fische züchten und Wasser über die Erde verbreiten, so daß wir alle genügend zu essen haben. Und nur der Mensch gönnt jedem das Seine."

Die zweite Hornisse: „Das ist nicht wahr. Den Bienen nimmt er den Honig, die Blattläuse, die Schaben, die Läuse, die Wanzen, die Flöhe hat er fast vernichtet. Und die Fliegen! Und die Maikäfer! Und was sonst noch!"

Die Libelle: „Ja, aber damals waren sie alle noch klein. Und — seien wir ehrlich — mit Wanzen und Läusen haben wir alle nicht gern zu tun. Das ist schlechteste Gesellschaft, auch für uns. Solche Schmarozger!"

Die Kohleule: „Ihr seid also im großen und ganzen

dem Tümpel: „Bitte nicht auf die Schilfhalme, Herr Vielleicht-Vater! Die brauchen wir dringend, wenn wir aus der Puppe kriechen. Sie sind ohnedies schon ganz mitgenommen."

Die Libelle (sie spannt zwei Meter, und ihre grün-schillernden Augen sind fürbisgroß) ärgerlich: „Also parken muß ich schließlich irgendwo. In dem verdammten Mondlicht kann ich gar nichts unterscheiden. Ist denn überhaupt schon jemand von der Konferenz da?"

Die Kohleule und die Ahorneule gemeinsam: „Wir sind hier. Bitte, bemühen Sie sich herunter! Da liegt ein Stein."

Die Libelle: „Ich sehe. Aber der genügt nicht. Ja, wäre man noch ein Zwerg wie ehemals!"

Die Gelbrandlarve schwimmt mit lebhaftem Schwänzeln an die Oberfläche des Wassers: „Sie sind zwar nicht aus der Verwandtschaft. Aber wir beteiligen uns mit Ihren Vielleicht-Kindern manchmal zusammen an einem Wetteffen... bitte, hier ist ein größerer Stein, auf dem saß neulich die dicke Frau Tausendfuß mit beiläufig fünfhundert Eiern. Der hält Sie auch aus!"

Die Libelle (sichtlich erleichtert): „Danke sehr, Sie haben einen guten Erziehungsclub da unten, man merkt es."

Die Gelbrandlarve (schon im Wegschwimmen mit verhaltener Stimme): „Familie Gelbrand hat immer auf vornehme Manieren und einen berühmten guten Appetit gehalten. Abgesehen erziehen wir uns selber."

In den zerfetzten Baumkronen entsteht plötzlich ein Krachen, das immer näher kommt. Zwei summende Stimmen streiten sich heftig:

Die erste Hornisse: „Ich habe dir doch gesagt, man kann da nicht durch! Wenn du mir noch lange widersprichst, lasse ich die Bank fallen, und du kannst sie allein weiterschleppen."

Die zweite Hornisse: „Rede nicht solchen Unsinn! Wir sind gleich da. Rechts herum! Du wirfst dir wahrhaftig noch deinen dummen Chitinkopf einrennen."

Die erste Hornisse: „Dank dem großen Geflügelten, es geht! Aber wie soll unsereiner im Mondlicht etwas sehen können? Man hätte die Konferenz mittags einberufen sollen."

Die beiden Hornissen werden nun sichtbar, jede schleppt das Ende eines großen Holzbalkens, sie segeln schwerfällig heran. Obgleich nur klein, messen sie doch an $\frac{1}{4}$ Meter und schnurren beim Fliegen wie ein gut laufender Dieselmotor.

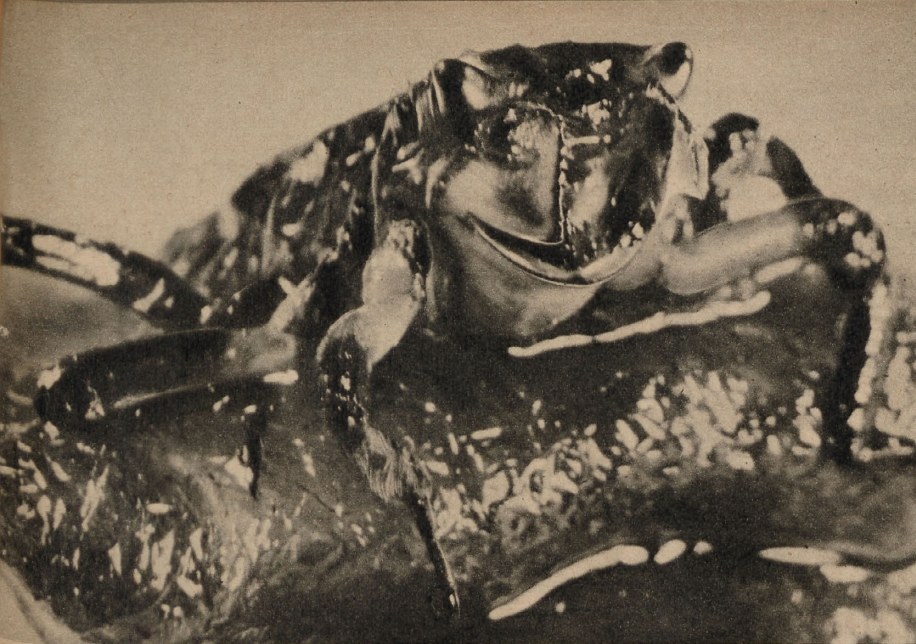
Die zweite Hornisse, ihr Balkenende niederlegend: „So, da sind wir. Unsere Stühle haben wir uns gleich mitgebracht. Denn vom Boden aufzufliegen — danke für die Mühe!"

Die Kohleule: „Wir sind also vollzählig und können anfangen. Den Herrschaften ist das Thema bekannt?"

Die Libelle: „Gewiß. Es soll etwas für den sogenannten Menschen getan werden."

Die Kohleule: „Ich danke Ihnen, daß Sie so pünktlich gekommen sind. Ich brauche nicht zu sagen, daß vorläufig alles noch geheimbleiben muß und daß wir erst viel später an den großen Insektenrat mit unseren Plänen herantreten können."

Die erste Hornisse: „Bitte zur Sache! Verschwiegenheit



Die unförmige Libellenlarve gemahnt eher an eine häßliche Kröte als an ein zartgliedriges Wasserwesen

einverstanden. Der begangene Fehler muß gutgemacht werden, man muß dem Menschen erlauben, sich nach Belieben zu vermehren, und man muß ihm Lebensraum und Recht geben. Denn ohne den Menschen kann die Insektenwelt nicht existieren. Wer sagt ja?"

Ein wildes Summen der Zustimmung. Es klingt wie ein geöffneter Turbinensaal.

Die Ahorneule: „Wenn wir einig sind, können wir zunächst dem kleinen sechsfüßigen Rat unsere Beschlüsse vorlegen. Ich habe dort gute Beziehungen.“

Die Hornissen werden überstimmt und niedergesummt. Sie wagen nicht, laut zu protestieren, sondern brummen nur: „Man wird ja sehen“, packen ihren Holzbalken und ziehen ab, kurz „Gut Flug!“ herunterrufend. Auch die anderen fliegen davon, wobei ihnen mit Ausnahme der Libelle das Aufsteigen vom Boden sichtlich schwerfällt.

Der Mond geht langsam unter. Der intensive Insektenduft verzieht sich etwas.

Die Libellenlarve kriecht ans Ufer und gloht empor. Die Gelbrandlarve schlängelt sich geschickt heran: „Was sagst du dazu? Hast du den Beschluß der Alten gehört? Dein Vielleicht-Vater hat als Erster zugestimmt.“

Die Libellenlarve (klappt unentschlossen ihre Fangmaske vor und zurück): „Was soll man sagen? Man fragt uns ja nicht. Die Jugend wird immer zu wenig berücksichtigt. Außerdem habe ich in meinem ganzen Leben noch nie einen Menschen gesehen. Aber das ist schon ein altes Unglück, daß die Väter immer



Den facettierten Augen der Libelle kann nichts entgehen

beschließen und die Söhne dann nichts mehr ändern können. Das ist schon immer so gewesen!“

Die Gelbrandlarve: „Die Vielleicht-Söhne bitte...“

Eine Anzahl Forscher spricht im Ernst davon, daß eines Tages die Insekten den Menschen in der Herrschaft über die Erde ablösen werden. Das ist eine Vorstellung, viel zu unerhört, als daß auch die ausschweifendste Phantasie ihr gerecht werden könnte. Wie es wäre, wenn die Insekten wirklich zwei und drei Meter groß wären, davon geben die vorliegenden prachtvollen Photos eine gute Vorstellung.

Die Ahorneule putzt sich vor Aufregung unablässig die Beine

DER

Schokoladenmohr

Von Marie Murland * Mit Zeichnungen von Erhardt Erdmann

Gelten hat eine Nachkriegszeit so heiter begonnen wie in Wien, während dort der Kongreß der Verbündeten tagte, um die von Napoleon verschobenen Grenzen der Siegerstaaten, soweit es noch möglich, in die frühere Lage zurechtzurücken.

Prächtiger noch als sonst waren die Praterfahrten, bei denen sich die Teilnehmer des Kongresses und die Botschafter der fremden Mächte mit ihren Damen in mit edlen Pferden bespannten Equipagen zeigten. Indes wurde keine von den Wienern so begafft wie die von herrlichen, langgeschwänzten Ukrainerpappen gezogene der schönen Gräfin Apragin, der Richters des russischen Gesandten, Fürsten Tschitschew,



allerdings nur von ausländischen Aristokratinnen, Lotterien veranstaltet. Bisweilen gaben sie Sachen von geringem Wert als Gewinne. Ihre Verehrer nannten das „artige Einfälle“, die Wiener erkannten jedoch bald hinter der Maske der Originalität die verborgene Geldverlegenheit. Aber auf die Idee, „schwarzes Menschenfleisch“ zu verschachern, wie sich der Hofgärtner ausdrückte, war noch keine dieser Verschwenderinnen gekommen. Was wohl Seine Majestät dazu sagen würde? Er durfte sich gern ein freies Wort erlauben, wenn der Kaiser mit ihm in den Treibhäusern an der Burg Pflanzen umtopfte und Erden mischte.

Franz hatte ihm lächelnd zugehört, aber nichts erwidert. Dafür nahm er den Polizeipräsidenten ins Gebet, als dieser, wie gewöhnlich, zum Vortrag erschien. Nichts Besonderes war an diesem Tag in der Stadt vorgefallen, nur einige Schlägereien in den Heurigenstuben von Grinzing.

„Das wär' alles?“ sagte der Kaiser, „und die Lotterie der Gräfin Apragin, ein größerer Skandal als das Gerause von ein paar Betrunknen? Sollte sie Ihnen nicht bekannt sein?“

Sedlmayr fuhr zusammen. Von wem nur dem Kaiser die Sache zuge tragen worden war? Ohne Zweifel war dem Polizeipräsidenten die Lotterie bekannt.

„Verzeihen, Majestät, aber ich glaubte, wo es sich um eine hohe Persönlichkeit handelte, ein Auge zudrücken zu müssen. Graf Pepi Eszterházy läßt bei seinen Bekannten den Bogen mit den neunzig Nummern der kleinen Lotterie herumgehen. Das Los kostet hundert Gulden. Auf den ersten Ruf der Wiener Ziehung wird der kleine Mohr gewonnen.“

„Sie glauben, Sedlmayr! Wie können Sie glauben, daß in meinen Staaten Sklavenhandel erlaubt wird? Ich muß Sie dringend bitten, allernächstens diesen Glauben zu wechseln. Die Lotterie ist unter allen Umständen zu verhindern. Verstanden?“

denn hinten auf saß im goldbordierten, scharlachroten Säckchen ein kohlschwarzer Negerjunge mit verschränkten Armen, regungslos wie ein afrikanischer Götz.

Der sollte demnächst für immer von diesem Hinterstich verschwinden müssen, erzählte man sich beim „Stibitz“ in der Vognergasse, wo des Kaisers Hofgärtner Stammgast war. Dort traf er sich beim Frühschoppen mit den Hausbeamten der umliegenden Adelspaläste, die über alle Ereignisse in der vornehmen Welt wohlunterrichtet waren und daran scharfe Kritik übten.

Die Gräfin Apragin brauchte dringend Geld, um ihre ungeduldigsten Lieferanten zu befriedigen. Von ihrem Onkel, dem steinreichen Fürsten, durfte sie nichts mehr erwarten, er hatte schon so viel Schulden für sie bezahlt, daß er schwur, mit keinem Kreuzer mehr herausrücken zu wollen. Nun hoffte sie, sich durch eine Lotterie die nötige Summe zu verschaffen. Nichts Ungewöhnliches mehr in Wien. Seit einiger Zeit wurden nämlich,



Sehr ungnädig entließ der Kaiser seinen Polizeipräsidenten. Die Lotterie der Russin verhindern! Als ob das so einfach wäre, sie ist ja schon in Schwung mit der Wiener Lotterie. Die vermag niemand mehr aufzuhalten, höchstens der allmächtige Kanzler, Fürst Metternich, dachte Sedlnitzky, und befahl dem Aufseher, nach dessen Palais zu jagen.

Metternich zuckte die Achseln. In dieser dunklen Angelegenheit konnte er gar nichts tun. Nur nicht unangenehm werden bei der russischen Botschaft in diesem Augenblick!

Schwer enttäuscht fuhr Sedlnitzky in sein Ministerium und berief ein halbes Duzend Sektionschefs zur Konferenz. Sie wußten auch keinen Rat. Die Rettung kam von einem erst kurz eingestellten Konzipisten, Karl Geistinger. Der junge Mann war bis dahin Maler gewesen, ein Schüler des kaiserlichen Porträtmalers Lampi, hatte fleißig die alten Meister kopiert und eine nicht ungewöhnliche Kenntnis ihrer Malweisen erworben. So wurde er mit dem Grafen Pepi Czterházy bekannt, der Gemälde für seine berühmte Galerie sammelte, und hatte ihn vor dem Ankauf einiger Fälschungen bewahrt.

Geistinger war also der richtige Mann, an den Grafen heranzutreten und ihm die kaiserliche Mißbilligung anzudeuten. Der Graf war sehr betroffen und zu jeder Genugtuung bereit, nur sah er keinen Ausweg. Doch Geistinger hatte seinen Plan.

„Lassen Herr Graf den Mohren in Schokolade modellieren.“

Während Czterházy sich zur schönen Russin begab, suchte Geistinger einen jungen, sehr begabten Bildhauer auf, mit dem er von der Akademie her befreundet war. Der Künstler war anfänglich etwas verlegt von der Zumutung, in Schokolade zu gestalten. Geistinger überwand seinen Widerstand, indem er ihn an jenen ganz Großen erinnerte, der mit vierzehn Jahren einen Löwen in Mandelteig modellierte — für die Tafel eines italienischen Fürsten.

„Meinetwegen wollen wir's halt als Gschnas gelten lassen“, sagte der Künstler.

Am Ziehungstage der Wiener Lotterie staute sich die Menge vor dem Schaufenster der Voglerschen Schokoladenhandlung in der Goldschmidtgasse, die zum Stefansplatz führt. Dort stand, lebensgroß und sprechend ähnlich, aus Schokolade der alten Wienern wohlbekannte kleine Mohr der Gräfin Apragin.

Sie behauptete, sie habe ihn nie anders gedacht als Gewinn, behielt den Lebenden und strich doch die gewünschte Summe ein.

Der Kaiser hatte die Befriedigung, ohne Aufsehen einen Skandal verhütet zu haben. Zeitungen nannten den Namen des Künstlers und empfahlen die Schokolade Vogler. Geistinger hatte sich als feiner Diplomat erwiesen.

Lob der Kleinstadt

von Helene Düvert

IV. Sommer

Wir frühstücken im sonnenüberschütteten Morgengarten. Farbenfroh lacht das lustige Bauerngeschirr auf dem rotweiß gewürfelten Tisch Tuch. Der Kaffee duftet. Krachend beißen die Kinder in die knusprigen Semmeln. Sie sind mit Honig oder zerdrückten, gezuckerten Erdbeeren bestrichen und schmecken wie himmlisches Manna. Aufgeregt gackern die Hühner; sie haben wohl die Eier zu diesem herrlichen Frühstück geliefert, aber noch kein Futter bekommen. „Die Menschen sind Egoisten“, schimpft die plustringe goldbraune Barnevelder Henne erboßt. „Egoisten“, sekundieren die vornehmen weißen Leghorn, zwitschern die flaumweichen Küchlein begeistert nach. „Für uns fängt der Tag beim ersten Morgenstrahl an, wir haben Hunger!“ tollert der Hahn. „Hunger, Hunger, Hunger!“ gackert und kräht und piepst es.

„Haben die Hühner wieder ein Ei gelegt, weil sie so spektakeln?“ fragt Werner unschuldig.

Das ist zuviell! Der Stall droht einzustürzen, so töckelt und kiderikiet es. Gelassen wirft der junge Hausherr ein paar Hände Körnerfutter unter das rebellische Geflügel — nun zanken sie sich nur noch untereinander. —

Wir haben die Räder aus dem Schuppen gezogen, die Rucksäcke geschultert und sind abmarschfertig. Blau triumphiert der Morgen über dem grünen Sommerland. Unsere Jugend sitzt auf Sättelchen und angeschnallten Hängestühlchen, unsere Gepäckbrüden sind vollgebaut mit allerlei verheißungsvollen Fouragetörben, der ganze Aufzug ähnelt dem Aufbruch der Kinder Israel aus Ägypten und ist nichts für vornehme Autoleute — aber schön ist's doch.

Es geht in die Waldbeeren. Die Linden schütten betäubenden Duft hernieder, weit wogen die Felder zu Seiten der langen, grünüberkuppelten Allee, friedliche Dörfer tauchen auf und verschwinden. Manchmal jagt ein Auto vorüber. Mehlweißer Staub wölkt auf, pudert die grünen Randstreifen der Chaussee und vertieft sich in Gärten oder Kornfeldern. Dann tut sich das grüngoldene Dämmerdunkel des Waldes auf.

Von diesem Augenblick an werden wir den Autoherren überlegen. Sie sind auf die lange, weiße, schnurgerade Chaussee angewiesen, während wir auf vermoosten Seitenpfaden mitten in das durchsonnte Dickicht hineingleiten, weiter und weiter vom lauten Tageslärm entfernt.

Lautlos gleiten unsere Räder über den federnden Waldboden. Das Laubgehölz mischt sich mit Kiefern- und Tannenwaldungen, deren Boden unübersehbar weit mit Heidelbeersträuchlein bedeckt ist. Saftstrohend locken ihre blauen Früchte.

Nun ist der Latendrang unserer Kinder nicht mehr zu zügeln. „Waldbeeren, Waldbeeren!“ jubeln sie, ungeduldig zu Boden strebend.

Wir finden einen Lagerplatz in einem sanften, lichtbeschatteten Tälchen, in dessen kühlestem Winkel das „Fressabillendepot“ errichtet wird. Gewißigt durch langjährige Erfahrungen werden die Kinder in Blandruckmittel gesteckt und auf die Waldbeeren losgelassen. Mit strumpflofen Beinchen waten sie durch das grüne Gesträuch, um binnen kurzem durch schwarze Mäulchen und blautätowierte Gesichter bis zur Unkenntlichkeit entstellt zu sein. Dabei treibt ihre Phantasie die üppigsten Blüten.

„Wenn wir nun ganz viel Waldbeeren mitbringen, ob dann Großmama heute Waldbeerkuchen bäckt?“

„Waldbeerkuchen? Die Beeren sollen doch eingeweckt werden für den Winter!“

„Na ja, ich meine ja auch bloß, wenn wir so viel Waldbeeren haben, daß man sie gar nicht alle einmachen kann!“ Werner, siebenjährig, unglaublich faul, ein Träumer und ausgesprochener





Der Kakteenfreund

Zeichnung von A. O. Hoffmann

Tierfreund, wird in seiner tiefen Gedankenarbeit über die Verwendungsmöglichkeit aller Waldbeeren, die er nicht pflückt, durch einen wundervollen Hirschhornkäfer gestört, der sich auf einem Stein sonnt. Flammendrot vor Entzücken wirft er seinen Sammelbecher achtlos beiseite und kauert sich ins Moos, jede Bewegung des stolzen Käfers gespannt beobachtend. Hans, der Dreijährige, hat „einen Rett“ entdeckt, eine gelbe Schnecke, die auf der Wanderung über einen gefüllten Buchenstamm eine schleimige Glibberbahn nach sich zieht, während sie, mit tastenden Fühlern vorwärtstrebend, ihr Haus auf dem Rücken trägt. Erika, sechsjährig, braun wie eine Nuss und zierlich wie eine Elfe, mit den schönsten Schwarzkirschenaugen, die sich denken lassen, ist auch bereits im ersten Eifer erlahmt und futtert der Einfachheit halber ihren Sammelbecher leer, während die blonde zehnjährige Waltraut, der blaunügelige Typ des werdenden „deutschen Mädchens“, das Sammeln von vornherein für überflüssig hält, wenn es nicht für einen abendlichen Waldbeerpflanzenkuchen geschieht.

„Die Beerenpflücker wollen auch etwas verdienen“, sagt einer unserer Herren phlegmatisch, als seine junge Frau sich in pflichtbewusstem Eifer wieder ans Pflücken begeben will. „Früher verdienten sie sich mit den Waldbeeren das Kirmesgeld, heute brauchen sie es für Brot. Man sollte ihnen nicht die letzten Verdienstmöglichkeiten wegnehmen.“ Diese Beweisführung befreit die fleißigsten Familienmütter von der Verpflichtung, sich nützlich zu betätigen, und mit einem wohligen Aufseufzen sinken auch sie irgendwo in das grüne Moos, den sonnigen Ferientag tiefbeglückt genießend.

„Es ist begreiflich, daß die Bewohner warmer Zonen nur so viel arbeiten, wie sie müssen“, sagt einer der Herren gedankenvoll, während er eine Rückenvertreibungszigarre raucht.

„Das Geheimnis ruht in der Lotosblume“, orakelt ein anderer, ganz versunken in Zeitlosigkeit.

Unmerklich gleiten die Stunden. Die Kinder haben sich ein Haus aus großen Farnwedeln gebaut und mimen unter Waltrauts Leitung alle deutschen Volksmärchen. Wir hören ein süßes Zitterstimmen: „Großmutter, was hast du denn für große Augen?“, und ein zum rauhen Brummbaß herabgestimmtes Organ: „Daß ich dich besser sehen kann!“ Kurz darauf ein Jubelreigen: „Der Wolf ist tot, der Wolf ist tot, vivat, der Wolf ist tot!“ Und wieder um ein Kleines weiter: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Jetzt erklingt es: „Knusper—knusper—kneischen, wer knuspert an meinem Häuschen?“, dann in hohem Jubel: „Der Wind, der Wind, das himmlische Kind“, dem ein entzücktes Aufkreischen folgt. Doch das imaginäre Pfefferkuchenhaus muß wohl den Wunsch nach den nahrhaften Freuden dieser Erde geweckt haben, denn es erscheint ein Chorus, der eindrucksvoll versichert: „Wir haben Hunger! Wir haben fürchterlichen Hunger! Essen wir noch nicht zu Mittag?“ — „Ja, es wäre wohl an der Zeit“, erklären auch unsere Herren.

Wir raffen uns auf aus unserer Traumversponnenheit, graben aus dem moosigen Schatteneckchen Gläser mit Kartoffelsalat, Blechbüchsen mit belegten Broten, gekochte Eier, Teller, Bestecke, Trinkbecher, kühle Weinflaschen und Saftwasser für die Kinder.

Es ist ein fröhliches Tafeln. Die Kinder sind voller Entzücken über das ungewöhnliche, von Suppe und Gemüse verschonte Mittagessen. In ihrem Himbeerwasser funkeln verrückte Sonnenstrahlen, daß es aufglüht wie Rubine.

„Außerst geschmackvoll: Kartoffelsalat und Himbeersaft!“ sagt ein kinderloser Hausfreund, der anscheinend seine eigene Jugend schon etwas vergessen hat.

„Es gibt noch weit schönere Dinge“, erklärt Waltrauts Mutter. „Meine Tochter darf an ihrem Geburtstag das Mittagmahl selbst bestimmen, weshalb sie sich im vergangenen Jahre ihre beiden Lieblingsgerichte — Heringsalat und Schokoladenpudding — wünschte.“

„Und da haben Sie nicht gestreift?“ Der Hausfreund ist so entsetzt, wie ein Mann es nur sein kann, der Wert auf Gaumengenüsse legt und auf höhnische Nichtachtung der einfachsten kulinarischen Geseze stößt.

„Bewahre! Ich habe nach dem Heringsalat eine trockene Brotschnitte eingeschoben — da ging's. Kindergeburtstag ist ein Fest ohne Einschränkungen und Beeinflussungen. Waltraut, die manchmal einen Zug zum Volk entwickelt, durfte sogar den Schornsteinfeger einladen — ihr Brennwunsch im vorigen Jahr. Sie liebt ihn, weil seine Zähne und das Weiße seiner Augen so herrlich aus dem schwarzen Gesicht hervorleuchten. Er allerdings hat gedankt, und das war ihr ein großer Schmerz. Dann aber hat sie tapfer erklärt: „Ich bin noch zu jung für ihn. Wenn ich aber groß bin, dann sage ich: Schornsteinfeger, willst du mich oder willst du mich nicht? — und wenn er nein sagt, dann nehm' ich ihn nicht!“

Allgemeine Freude. „Eine zielbewußte junge Dame“, bemerkt der Hausfreund lachend, das schöne blonde Menschenkindchen im leuchtenden Blandruckittel inmitten des durchsonnten Waldes betrachtend. Winzig wie die Wichtelmännchen wirken die Kinder neben den ragenden Baumriesen —

Weiter gleiten die Stunden. „Man wird immer fauler“, bemerkt einer schläfrig. „Faulenzen ist etwas Wundervolles, besonders an heißen Sommertagen“, gähnt ein anderer genußreich.

Waltraut kauert mit ihrer kleinen Schar im Farnhäuschen und erzählt Geschichten. Sie hat eine monolone und doch merkwürdig eindringliche Art des Erzählens — wie ein murmelndes Bächlein klingt ihre Stimme, beruhigend, einschläfernd. „Sie soll Hypnotiseuse werden“, murmelt der Hausfreund, der sich irgendeinen geistvollen Schmöker als Lektüre mitgebracht hatte und nun wider Willen dem unaufhörlichen Redegeplätscher erliegt.

Es ist so warm und still. Mit roten Wangen schläft der dreijährige Hansel im Moos, von Waltraut fürsorglich mit einem Farnwedel beschattet. „Er kriegt sonst einen Sonnenstich“, flüstert sie. „Ist er nicht süß?“ Verliebt betrachtet sie den kleinen Vetter. „Helle Haare sind eigentlich doch noch schöner als ein Schornsteinfeger“, stellt sie dabei gedankenvoll fest. Brustendes Lachen. Waltrauts große Augen sprühen vor Entrüstung. „Bst — bst — die Kinder werden doch wach!“ Auch Werner und Erika sind eingeschlafen, tief, sorglos, hingegeben. Leise weht der Atem von ihren weichgeöffneten Lippen. Trotz der blauen Waldbeerbemalung erkennt man die holde Kinderanmut ihrer runden Gesichtchen. Sanft gelöst liegen die weichen Glieder im Moos, schlaffe, sonnenbraune Fidusfigürchen. Leichter Windhauch hält die summenden Mücken fern. Sie tanzen mit sirendem Geigen-ton etwas seitab in den fallenden Lichtstrahlen. Der Hausfreund zieht seine Uhr: „Schon fünf?“ — „Dann kann man also mit Fug und Recht Kaffee trinken“, ergänzt ein anderer seine Gedanken.

Der starke Trank in den Thermosflaschen ist noch heiß, und der rosinengespickte Napfstuch löst hellen Kinderjubiläum aus. „Die Bande hat Straußenmägen“, stellt der Hausfreund mit einem Blick auf den Kuchenkonsum der Kinder fest. Er ist seiner eigenen Jugendzeit rettungslos entwachsen!

Der Kaffee ermuntert und erfrischt, Zigarettenwölkchen kräuseln sich, angeregtes Plaudern flattert hin und her. Die Kinder suchen Lannenzapfen, um eine Kinderherde darzustellen, und stöbern bei dieser Gelegenheit einen Ameisenhaufen auf. Schaurig-schönes Entzücken, als der welke Nadelhügel plötzlich in Bewegung gerät und die Ameisen mit ihren weißen Puppen eilfertig einen neuen Unterschlupf suchen. Die Väter, gleichfalls interessiert, geben gehaltvolle Erklärungen zum Leben dieser Tiere, während der weibliche Teil der Gesellschaft die Picknick-

reste zusammensucht, die gesammelten Waldbeeren in eine leere Blechbüchse schüttet und dabei bestürzt feststellt, daß die Früchte nicht einmal für einen Waldbeerpfannkuchen ausreichen. Mit einem solchen Mafel wollen wir uns jedoch nicht belasten, weshalb alle Erwachsenen verpflichtet werden, wenigstens ein Viertel Liter pro Person zu suchen.

Seufzend und stöhnend bequemen sich die Herren dazu. „Das ist ja Selbstkasteiung“, murmelt der Hausfreund, welcher zum Embonpoint neigt und behauptet, wegen zunehmender Kurzsichtigkeit die blauen Beeren nicht entdecken zu können. Nach fünf Minuten radelt er davon, ungeachtet der Entrüstungsrufe der Zurückbleibenden. Die Herren setzen sich auf einen Holzklafter und bereden bei einer Zigarette eingehend diese schmählige Fahrensflucht, um dabei neidvoll festzustellen, daß sich derartiges auch nur ein Junggeselle erlauben könne. Ihr Zorn ist noch nicht verraucht, als der Hausfreund zurückkehrt, triumphierend einen mit Blaubeeren gefüllten Spankorb schwenkend. „Den hab' ich hinten auf der Chaussee von heimkehrenden Sammlern gekauft — zehn Pfund — und die ganze Beschercung kostet nicht mehr wie zwei Mark — dafür werde ich mir doch wahrhaftig das Rückgrad nicht verknacksen!“

Die Herren strahlen auf, und die Sonne glänzt vor Vergnügen wie lauter Gold. Schräg fallen ihre milderen Strahlen. Erleichtert wird zum Ausbruch geblasen. Zwischen den Stämmen wächst langsam blaues Dämmern, doch hinter den graugrünen Kieferwipfeln lodert brennendes Feuer. Schweigend fahren wir dem glutenden Abendschein entgegen, selbst die Blappermäulchen der Kinder sind verstummt. Unsere Räder mahlen durch den Straßenstaub, und der Hausfreund seufzt über die Wärme.

Jetzt sind uns die Antoleute wieder überlegen. Mit leicht ironischem Lächeln betrachten sie unsere blaubemalte Karawane, während sie vornehm zurückgelehnt vorübergleiten, uns Proletarier mit Benzinqualm und Straßenstaub überziehend.

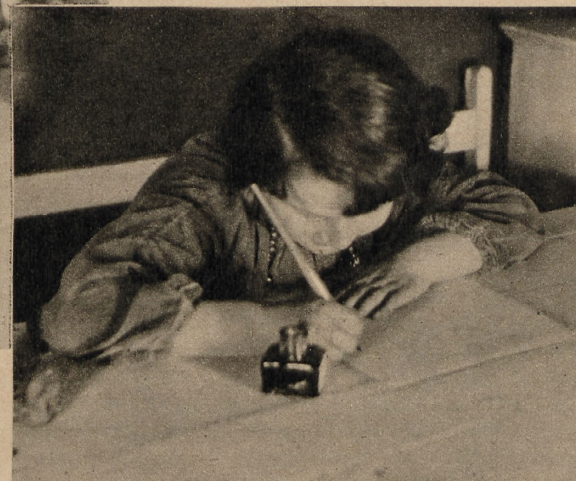
Das Abendrot blinkt auf Dächern und Turmknäusen, versängt sich in blühenden Fenstern. Aus den Schornsteinen der Rätnerhäuser kräuselt blauer Rauch, es riecht nach Kaffee und ölgebackenen Waldbeerpfannkuchen. Dahinein duften die Linden betäubend süß. Die ersten Heufuder schwanken über den Weg, in der Ferne brüllen Kühe, aus offenen Stalltüren quillt warmer Dunst, hin und wieder blafft ein Hund —

„Es war ein schöner Tag“, sagen die Kinder, als wir sie von den Rädern heben —
(Fortsetzung folgt)



Wenn ich nur wüßte, was ich mir wünschen soll:
eine Puppenküche oder einen Roller?

Rechts: Ich hab's! Eine saure Gurke wird mir Vati
bestimmt schenken! Aufnahmen Dr. Weller (A. P.)



Briefe ans Christkind Von Ilse Kattentidt

Mutter, schenk mir 'ne ganze Stadtbahn . . .!“ Den ganzen Weg zur Bahn wünschte der Junge sich die Stadtbahn, und während der Fahrt ging das Wünschen weiter, nur mußte es da unbedingt eine saure Gurke sein.

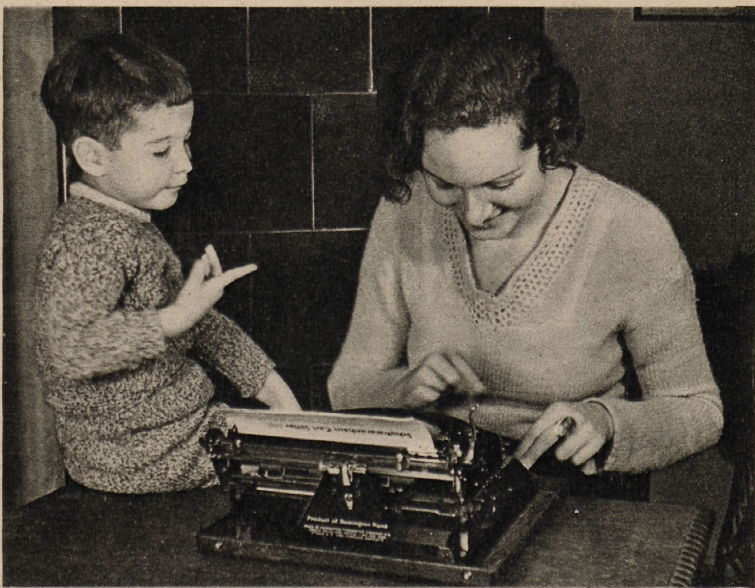
Also sieht man doch, daß es sinnlos ist, Kinderwünsche ernst zu nehmen oder sie sogar anzuregen?

Es kommt darauf an, wie man das Ernstnehmen verstehen will: der Junge will nicht die ganze Stadtbahn, wie sie steht und fährt, aber das Erlebnis des Stadtbahnfahrens lockt aus ihm den Wunsch nach dem Besitz einer Eisenbahn, mit der er dann das Erlebnis des Fahrens beliebig oft wiederholen kann, und der Appetit auf eine saure Gurke, der bei den Kindern der Gegenwart merkwürdig oft wiederkehrt, wird in der Form des Wunsches vorgetragen. Ernstnehmen und Erfüllung aller Wünsche muß nicht dasselbe bedeuten. Deshalb ist der Grund gegen Wunschzetteln, daß Kinder durch die Anregung zu wünschen begehrt und unbefrieden würden, daß man in der heutigen Zeit am glücklichsten in der völligen Wunschlosigkeit sei, nicht

stichhaltig, zumal sich gegen diesen Wunsch noch das einwenden läßt, daß Wünsche ja nicht dadurch unterdrückt werden können, daß man ihre Äußerung unterdrückt.

Sieht man sich die Wünsche gleichaltriger Kinder aus den verschiedensten Kreisen einmal an, so zeigt sich eine gewisse Übereinstimmung im Wunschbild aller Kinder, aber aus den Unterschieden im einzelnen erkennen wir, was den Kindern am nächsten liegt, was sie beschäftigt und in welcher Weise sie versuchen, den Wünschen Geltung zu verschaffen, welchen Ausdruck sie ihnen zu geben verstehen.

Es gibt Kinder, die ein fast endloses Verzeichnis von Wünschen aufstellen und jeden einzelnen Wunsch liebevoll darstellen. So beschreibt in einer Wunschzettelsammlung dieses Jahres ein zehnjähriges Mädchen genau, welche Farbe das Tanzkleid haben soll, Schleifen, Stoff werden genau beschrieben und am Ende gar eine Zeichnung dazu gegeben. Ein Junge setzt sachverständig auseinander, welcher Art und von welcher Spurweite die Eisenbahnschienen sein müssen, über die er sich



Ein Kind unserer Zeit: Hans diktiert seiner Mutter seine Wünsche in die Maschine

freuen würde, während ein anderer sich einen Indianerroman wünscht, sonst nichts — „aber ich bekomme ihn ja doch nicht“. Das klingt fast wie ein letzter Appell an einen Fernerstehenden, der sich dieses Wunsches erbarmen soll.

Es werden nicht nur Gegenstände, sondern auch Ereignisse gewünscht, zum Beispiel viel Schnee oder gutes Essen, aber auch nur, „daß wir Weihnachten alle zusammen sind“.

Unternimmt man es einmal, die Kinderwünsche nicht als etwas, das unbedingt Erfüllung heischt, sondern als eine Äußerung des Wesens anzusehen, so gelangt man bald dazu, in diesen Wünschen, in den Wunschkatalogen eine recht ernste Angelegenheit zu sehen, und wir legen andere Maßstäbe an. Das Kind, das sich noch traut, eine Unzahl von Wünschen zu äußern, muß nicht unbescheiden oder unvernünftig gescholten werden, denn die Zahl der Wünsche kann sehr wohl ein Zeichen des Vertrauens zu den Eltern, zum Leben überhaupt sein. Und das Kind, das schon ganz wunschlos sich gibt, ist vielleicht unbescheidener als das wunschselige Kind, aber es sperrt sich mit seinen Wünschen schon ab und gibt sie nicht mehr preis. Zwei kleine Mädchen, fünf Jahre alt, zählen ihre Wünsche auf. Das eine möchte, daß die ganze Stadt aus Kuchen sei, das andere möchte seinen Hunger stillen und die Sonne und alle Sterne aufessen. Es war kein „Unsinn“, es war das Beste, was über ihre fünfjährige Lebensweisheit gesagt werden konnte.

In diesem Sinne wollen Wünsche und Wunschzettel ernst genommen werden: Wo steht das Kind?

Die Eltern denken jedoch an ihre eigene Stellung: Was wird das Kind von ihnen denken, wenn sie die Wünsche nicht erfüllen oder nur einen ganz bescheidenen Teil befriedigen können? Diese Sorge braucht nicht ernst genommen zu werden, auch dann nicht, wenn auf dem Wunschzettel nicht ausdrücklich der Satz steht: „Lieber Weihnachtsmann, wenn du mir nicht alles schenken kannst, so bring mir wenigstens die Farbkreide!“ An der Spitze dieses Wunschzettels stand ein lebendiger Löwe, und es folgten noch beinahe zwanzig Wünsche — aber schon die Farbkreide hätte Zufriedenheit gebracht.

Das Beiwerk der Wünsche läßt mancherlei Schlüsse zu: Eine Eisenbahn ganz für mich allein oder für meinen Vater auch eine Eisenbahn, sagt viel aus über die Spiellehnstucht des Vaters oder über die Stellung des Kindes unter seinen Geschwistern.

Vor allem aber ist in all den Wünschen der Hauptwunsch versteckt: tun dürfen und tun können, was die Großen tun! Und diese Wünsche sind um so lebendiger, je mehr die Kinder unter dem Hinweis leiden, daß sie noch zu klein seien, daß sie warten sollten, bis sie auch so groß seien...

Es muß schließlich noch etwas zugunsten der Wunschzettel gesagt werden: Alle Eltern oder Erzieher sind bemüht, um ihrer Erziehungsaufgabe willen vom Kinde, über das Kind mehr zu erfahren, als sie vom Kinde selber erfahren können. Damit begründen sie ihren Anspruch, Briefe, die für sie nicht bestimmt sind, ebenso zur Kenntnis zu nehmen wie die Tagebücher der Kinder. Und von verschlossenen Schubladen zum Schluß auf schlechtes Gewissen ist bisweilen ein kurzer Weg. Dabei ist Dis-

kretion auch einem Kinde gegenüber und das Recht auch des Kindes auf seine kleinen Geheimnisse, auf Dinge, auf einen Winkel, der nur ihm zugänglich ist, eigentlich eine Selbstverständlichkeit als wesentlichste Grundlage des Vertrauens! Der Vorteil, der sich aus der Kenntnis des Tagebuches ergeben könnte, wird aufgehoben durch den Nachteil, der sich aus dem Vertrauensbruch ergibt. Man kann ihn ja nicht geheimhalten, man will es auch gar nicht, und das Kind zieht die Folgerung daraus, daß es sein Tagebuch besser hüten muß, daß es seine Briefe nicht mehr in die Gefahr bringen darf, von Unberufenen geöffnet zu werden. So bringt die Forderung der Erzieher nach unbeschränktem Vertrauen ein weiteres Zurückziehen des Kindes beinahe zwangsläufig mit sich.

Im Gegensatz zu Briefen und Tagebüchern sind Wunschzettel ein „legales“ Verständigungsmittel zwischen den Generationen, eine Brücke oder auch ein Wegweiser. Man sieht, wo das Sehnsuchtsland liegt, und man soll Schlüsse daraus ziehen, aber man muß nicht alle diese Wünsche für unmittelbare Forderungen, die gewissermaßen erzwungen werden können, halten. Ernst nehmen — ja! Wichtiger als die Erfüllung kann schon das Besprechen der Wünsche und ihrer Begründung sein. Die ernsthaftere Verhandlung über die Unerfüllbarkeit eines Wunsches kann für ein Kind mehr Glück bedeuten als einer mangelhaften Erfüllung.

Trotzdem sollen aber die Wünsche, ob sie nun geschrieben oder nur gesprochen sind, ein wenig als Richtschnur zu Weihnachten dienen. Gerade weil wir jetzt und wohl noch für lange Zeit uns einzurichten haben auf das Notwendige, sollen wir zu Weihnachten nicht nur „irgend etwas“ schenken, sondern etwas Erwünschtes! Dieser Appell oder Rat wendet sich an die vielen Ratlosen, die am Heiligabend daran denken, daß sie Patenkindern und Kindern von Freunden oder Bekannten noch schnell etwas mitbringen müssen und nun im Laden etwas verlangen für einen Jungen oder ein Mädchen, das zehn Jahre alt ist — mehr wissen sie meistens nicht. Wie erleichternd könnten da die Wunschzettel wirken, wenn man sich entschloße, sie nicht nur als an die Adresse der Eltern — als Stellvertreter des Weihnachtsmannes — gerichtet zu betrachten, sondern an alle, die sich den Kopf zerbrechen über die Weihnachtswünsche der anderen.



Jutta flüstert ihr Geheimnis der Mutter ins Ohr: Ich wünscht' mir — — — Drillinge! Aufnahmen Hübschmann (Mauritius)

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

Schluß

Copyright 1932 by Ernst Reiss Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Die Expedition Hansing war doch in eine sehr böse Lage gekommen. Nachdem es klar geworden war, daß man keinen Tropfen Benzin mehr im Tank hatte, setzten sich die vier in den Wagen, um zu beraten. Der Araber wurde ausgeschickt, um die höchste Erhebung zu suchen und von da Ausschau nach Karawanen oder vorbeifahrenden Wagen zu halten. Sie hatten die Karte aufgeschlagen und versuchten zunächst, den Punkt festzustellen, auf dem sie sich befanden.

„Wir können dreierlei machen“, nahm Hansing das Wort. „Nach der Karawanenpiste zurückmarschieren —“

„Die wir frühestens übermorgen erreichen! Falls wir bis dahin nicht verdurftet sind . . .“

„Wasser haben wir doch noch genug?“

„Aber mit Lasten werden wir unbeweglicher, als wir schon sind.“

„Wir könnten dann versuchen, El-Wed zu erreichen.“

„In vier Tagen . . . Und der heutige rechnet nicht.“

„Oder bleiben und abwarten, ob man uns findet.“

„Es ist möglich, daß man uns findet; denn suchen wird man uns bestimmt, wenn wir bis zur Nacht nicht in El-Wed eingetroffen sind. Es ist aber ebenfögut möglich . . .“

Ein warnender Blick Hansings traf ihn. Aber Marill schüttelte den Kopf.

„Daß nur, Erik! Wir wollen uns und den Frauen nichts vormachen. Oly ist ein viel zu guter Kamerad, als daß man sie mit zwecklosen Lügen hinhalten sollte; und Fräulein Rena ist auch nicht der Mensch, der der Wahrheit nicht ins Auge sehen könnte. — Es wäre also möglich, daß man uns erst sehr spät findet . . . Unsere Vorräte sind aber gering. Wenn wir rationieren, reichen wir etwa zwei Tage; mit dem Wasser etwa ebenso lange. Und zuletzt bleibt uns noch das Kühlwasser; das mag noch einmal für zwei Tage genügen. Leuchtraketen haben wir, und wir können in der Nacht jede Stunde eine abschießen. Trotzdem halte ich einen Marsch durch die Wüste vorläufig für unmöglich. Wir könnten höchstens versuchen, durch Einrichtung eines Postens auf einer Höhe unsere Position zu verbessern; das ist alles. Aber wir sollten uns nicht von dem Wagen, der uns in der Nacht wenigstens einigen Schutz bietet, entfernen.“

Hansing wandte sich nun an Rena. „Wie denken Sie, Fräulein Adriani?“

„Ich bin viel zu unerfahren, um überhaupt einen Vorschlag machen zu können. Aber ich glaube, daß alles, was Sie vorschlagen, richtig ist. Ich habe keine Furcht! Nur soll jetzt kein Unterschied zwischen Frauen und Männern gemacht werden. Wenn Wachen ausgestellt werden sollen, dann wollen wir ebenso hinausgehen wie Sie.“

Die beiden Männer machten sich nun auf den Weg, um einen geeigneten Beobachtungsplatz zu finden, an den sie vor Einbruch der Dunkelheit dann noch das Raketenmaterial tragen wollten.

Oly kramte in den Vorräten, legte Decken zurecht. Dabei berührte ihre Hand wie zufällig die Renas und blieb auf ihr liegen. „Armes Kleines!“ sagte sie leise.

„Warum bedauern Sie mich, Frau Oly?“

„Weil Sie die einzige sind, die nicht hier hätte sein

müssen. Sie könnten in Ihrem Bett oben in Biskra liegen oder an Ihren Verlobten schreiben. Bei mir ist das anders: Ich möchte nicht daheim sein und meinen Mann in Gefahr wissen. Ich bin dankbar, daß ich bei ihm sein kann, wenn auch —“

„Sprechen Sie doch weiter, Frau Oly!“

„Ach, was! Es ist dumm und töricht! Aber Frauen in meinem Zustand . . .“ Sie machte eine Pause, als sie Renas Blick fühlte. „Seit neulich weiß er es, und jetzt wird er sich mehr um mich sorgen, als notwendig wäre.“

„Es muß eigentümlich sein, so ein werdendes Leben in sich zu fühlen. Daß ein Neues in uns wächst, das wir wohl tragen und fühlen, aber niemals begreifen können.“

„Man kann Menschen niemals begreifen; man kann sie nur lieben, oder sie können einem gleichgültig sein. Wenn wir aber lieben, dann stellen wir den Verstand zurück. Denn wir lieben nicht nur das, was uns gut erscheint am andern; wir lieben ihn mit all seinen Schwächen und Fehlern.“ Sie sah ihren Mann oben auf der Höhe stehen und winken. „Hallo!“

Der Professor formte die Hände zum Sprachrohr. „Kommt herauf! Die Sonne geht unter!“

Und dann standen diese vier Menschen mitten in der unendlichen Einsamkeit, und die untergehende Sonne färbte ihnen die Gesichter.

Hansing hatte den Arm um seine Frau gelegt und sie ein paar Schritte zur Seite gezogen. „Hast du Angst?“

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. „Ich habe keine Angst.“

„Keiner weiß, wie es um uns steht . . .“

„Dann werden sie es morgen wissen — oder übermorgen. Und dann werden sie kommen.“

„Und wenn es zu spät ist?“

Keinen Augenblick verlor sie ihr Vertrauen. „Es wird nicht zu spät sein! Ich bin der Gefahr nie aus dem Wege gegangen, und du hast es auch nicht getan. Wir haben sie aber auch nicht allein um der Gefahr willen gesucht, und deshalb —“

„Deshalb glaubst du an eine Güte des Schicksals?“

„Ja, Erik!“ sagte sie fest. „Daran glaube ich! Für dich, für mich und für das Neue, das in mir wächst!“

Marill hatte Rena leise am Arm genommen und sie noch weiter fortgeführt. „Lassen Sie die beiden! Die haben uns und ihre Umwelt vergessen.“

„Und was werden Sie tun?“

„Handeln!“ sagte er hart. „Es ist nicht zum ersten Male, daß dies da —“, er machte eine Handbewegung, als umreißte er etwas unsichtbar Feindliches, „— die Tagen gegen uns aufhebt. Hallo, was machst du denn da?“

Unten am Wagen kniete der Araber, raffte hastig Essvorräte und einen der Wassersäcke zusammen und war im Begriff, zu fliehen.

„Stehenbleiben! Oder —“

Der unten zeigte grinsend die Zähne, rief etwas Arabisches, das Rena nicht verstand, und fing an zu laufen.

In langen Sätzen folgte ihm Marill, aber er war schon um die nächste Biegung verschwunden, als der Ingenieur endlich neben dem Auto stand und nach seinem Revolver suchte. Rena war ihm nachgerannt.

„Es hat keinen Zweck mehr!“ leuchtete er. „Man kann ihn später anzeigen — aber bei Selbsthilfe gäb's höchstens Scherereien mit den Behörden.“

In der Nacht war das Lager für die beiden Frauen im Wagen eingerichtet worden, während die Männer das kleine Zelt draußen für sich aufgeschlagen hatten.

Einer von ihnen schlief da, während der andere alle Stunden einmal aufstand, um auf der Höhe die Leuchtpistole abzuschießen. Das kleine Schirmchen, das das Magnesiumlicht trug, entfaltete sich dann in der Luft, und das Licht schwebte eine Weile über dem Boden, für Minuten die Umgegend hell erleuchtend, bis es endlich versank.

So verging die erste Nacht. Der Morgen mit seiner schneidenden Kälte kam, der Tag mit seiner Hitze.

Sie sprachen wenig, aßen nur das Notwendigste, um bei Kräften zu bleiben, sparten das Trinkwasser und sagten einander nicht, was jeder im Innern für sich berechnete: Daß nämlich das Wasser nun, nachdem der Araber fortgelaufen war, nicht mehr lange reichen würde; daß man vielleicht noch eine Nacht und noch einen Tag aushalten könnte . . .

Am Abend entwickelte Hansing seinen Entschluß. „Wenn man uns gesucht hätte, hätten wir heute etwas sehen müssen. Man scheint zu denken, wir wären nach einer anderen Oase hin abgebogen; es gibt ja genug Oasen, die der Telegraph noch nicht erreicht. Weiteres Warten hat also keinen Zweck. Ich schlage deshalb vor — —“

Rena schrie plötzlich auf. „Da! Da!“ Weit im Norden zog ein Flugzeug entlang, sehr hoch und sehr schnell.

Im Augenblick waren alle wieder lebendig, rissen das Zelt ab, liefen die Düne hinauf — winkten, winkten . . . Aber der fremde Vogel änderte seine Bahn nicht. Sie sahen ihm nach, wie er weiter- und weiterzog, um endlich am Horizont zu verschwinden.

Kraftlos ließ Olly die Arme, die das Tuch hielten, sinken. „Er hat uns nicht gesehen . . .“

Hansing und Olly gingen wieder hinunter.

Marill blieb neben Rena sitzen. „Es hat keinen Zweck, sich Hoffnungen vorzuspiegeln“, sagte er. „Es wird Ernst. Die beiden da unten sind für sich; sie sind heute immer mehr eingeworden. Wir sind allein geblieben.“

„Sie auch, Marill?“

„Ich bin schon lange allein. Man gewöhnt sich daran . . . Einmal — es ist noch nicht lange her — da hatte ich gehofft — —“

Noch nie hatte Rena so klar gesehen wie an diesem Abend. Den Mann da neben ihr band ein unsichtbares Band an die Frau, von der er nicht loskommen konnte und die er in jeder Fremden, die ihm begegnete, suchte. Auch in ihr hatte er Thea, die sie sich immer wieder vorzustellen suchte, zu finden geglaubt. Das war ein Irrweg.

Und ein Irrweg war es auch, daß sie an sich gezweifelt hatte. Hundertmal an diesem Tage hatte sie an Heinold gedacht und ihn in Gedanken herbeigerufen. Sie sah die Gemeinsamkeit, die Olly und Erik Hansing aneinanderkettete; sie sah das Große, das daraus gewachsen war.

Ich habe immer nach Beweisen gesucht, wo es keinen anderen Beweis gibt als den, den man in sich selbst fühlt! Er wird meinen Brief lesen und wird ihn verstehen! Wären wir hier allein — wir brauchten uns nur an den Händen zu halten und uns zu fühlen! dachte sie.

Sie spürte eine Hand, die die ihre suchte, und sie erwiderte den Druck, ohne etwas zu denken. Sie hörte eine Stimme dicht an ihrem Ohr: „Rena —!“

„Nein!“ Sie wußte nicht, ob sie das gesagt oder nur gedacht hatte.

Ein Arm legte sich um sie. „Rena: Wir — du und ich — wir gehören auch zusammen. Es gibt nichts mehr, dem wir Verantwortung schuldig wären . . .“

Im Augenblick war sie wach und sah seine Augen dicht an ihrem Gesicht, sah seine suchenden Lippen. Schob ihn zurück. „Nein, Marill! Das ist nicht wahr!“

Er wollte das nicht hören. „Es ist wahr, Rena: Ich habe mir immer einen Kameraden gewünscht — zum Leben; und, wenn es nicht anders sein kann, dann eben — —“

Aber sie ließ ihn nicht aussprechen. „Sie haben immer und immer nur Ihre Frau gesucht — und Sie suchen sie noch!“

„Und Sie? Und Heinold?“

„Ich brauche ihn nicht zu suchen! Ich liebe ihn!“ —

In dieser Nacht schlich sich Rena allein auf die Düne, wo die Leuchtpistole lag. Noch eine Patrone war da. Die schob sie ab — — — — — Und das irrende Lichtchen wurde gesehen . . .

* * *

Mitten in der Nacht trommelte der Hoteldirektor an Heinolds Zimmertür. „Ein Araber ist da, Herr Doktor! Er hat sein Pferd halb zusehnden geritten; er erzählt wirre Geschichten von Lichtern, die er über der Wüste gesehen habe.“

Im Augenblick standen Heinold und der Amerikaner unten.

Der Mann war schwer zu verstehen; der Hotelier mußte immer wieder übersetzen. Ein Licht war da gewesen, hell wie ein Stern; das hatte über dem Boden geschwebt, im Süden.

Es dämmerte bereits schwach im Osten, als Thornton seinen Vogel startbereit machte und als ein Auto von El-Wed aus auf der Karawanenpiste nach Tugurt zu abfuhr, bereit, auf eine Weisung des Flugzeugs hin abzubiegen. Der Hoteldirektor saß selbst am Steuer und hatte einen jungen Ingenieur, der mit den Deutschen hätte zusammenarbeiten sollen, neben sich.

Als es so hell geworden war, daß ein Aufstieg möglich wurde, furrte der Vogel ab. Thornton kümmerte sich nicht um die Luftwirbel und Lächer, hielt sein Flugzeug niedrig und nahm Kurs auf die Sanddünen.

Heinold hatte das Glas in der Hand, um zu suchen. Immer wieder wurden Kreise geflogen; jede Bodenfalte wurde abgetastet. Immer wieder mußte die Maschine steigen, um in neuem Gleitflug niederzugehen. Bis endlich Heinold nach unten zeigte. Ein Auto stand da; ein Zelt Dach daneben. Aber kein Mensch.

„Sie haben den Wagen verlassen“, kitzelte der Amerikaner auf einen Zettel.

„Sie schlafen“, schrieb Heinold darunter. „Gehen Sie tiefer, Thornton! Lassen Sie den Motor brummen!“

Zwei-, dreimal flogen sie kaum zwanzig Meter über das unheimliche Lager hinweg. Dann wurde unten eine Tür aufgerissen: Eine Frau stürzte heraus . . .

„Rena —!“ schrie Heinold und dachte nicht daran, daß der Lärm der Maschine jedes Wort zerreißen mußte.

„Schreiben Sie!“ kitzelte Thornton. „Abwerfen! Wir kommen zurück.“

Mühselig ordnete Heinold seine Gedanken, während der Vogel in neuen Kreisen davonzog. Dann — — —

— — — Es war wie ein Wunder, als Rena den Zettel in der Hand hielt. „Ein Wagen ist unterwegs, um Euch zu helfen!“ las sie. „Er kann in zwei oder drei Stunden dort sein! Jürgen.“

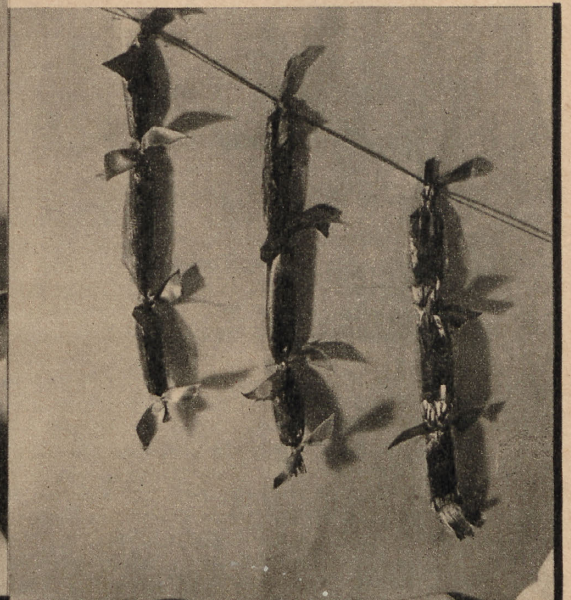
* * *

Als Rena und Jürgen, bestaunt von allen Hotelgästen, mit der Generalin zusammen zwei Tage später auf der Terrasse in Biskra saßen, brauchte nichts mehr zwischen ihnen besprochen zu werden. Es gab keine Zweifel mehr. Und keine Hindernisse.

Ende



Weihnachtliche Bäckerei



Verschiedene Christbaumringe. 140 Gramm Butter, 60 Gramm Zucker, 210 Gramm Mehl, ein Eigelb werden zu einem glatten Teig gerührt, den man ausrollt und in Ringen aussticht. Die Ringe werden in Schokoladenguß eingetaucht, getrocknet und mit buntem Zucker bestreut. 300 Gramm gesiebter Puderzucker wird mit drei Eiweiß $\frac{1}{4}$ Stunde lang gerührt; man gibt etwas Zitronensaft dazu, spritzt die Masse auf die Ringe und bestreut sie dann mit buntem Zucker.

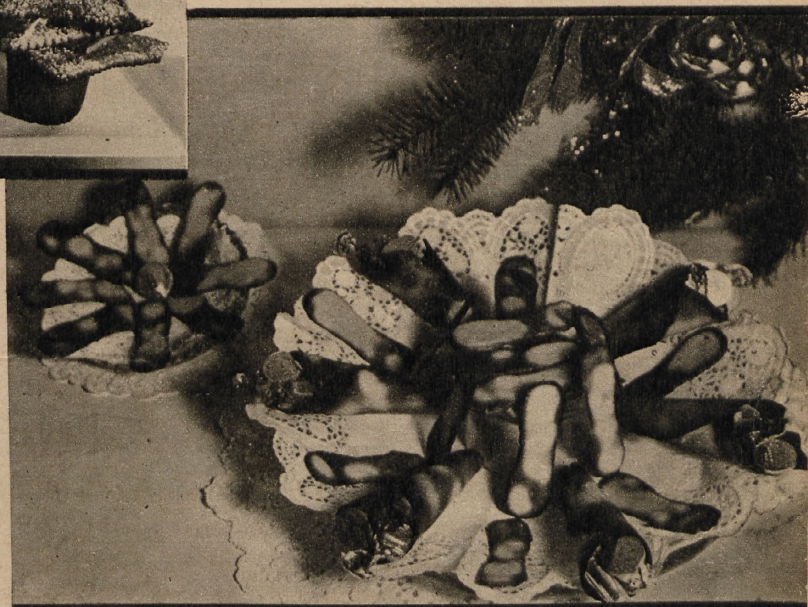


Quittenwürstchen. Quittenmarmelade, die sehr fest und steif ist, wird in fingerlange Stücke geschnitten und in buntes Zellophanpapier gebunden.

Rezepte und Aufnahmen
von Jenny Schneider

Weihnachtsbäumchen aus Zimtsternen. 500 Gramm Zucker in sechs Eiweißschnee, den Saft einer Zitrone und acht Gramm Zimt werden $\frac{1}{2}$ Stunde lang fest gerührt; eine halbe Tasse der Masse wird zur späteren Glasur der Sterne weggestellt. Zum übrigen wird 350 Gramm feingeriebene Mandeln und etwas abgeriebene Zitronenschale gemengt. Man läßt den Teig eine Weile stehen. Dann wird er auf das Brett gelegt, dünn ausgerollt, kleine Sternchen ausgestochen, mit der übrigen Glasur bestrichen und gebacken. Die Sterne werden mit Draht oder Nadeln aufeinandergespießt.

Krofant-Tütchen. 60 Gramm Zucker vermischt man in einer Schüssel mit 50 Gramm Mehl, 15 Gramm Mandeln, etwas Vanille und einem Eiweiß, davon streicht man auf ein leicht mit Butter bestrichenen Blech dünne, runde Plättchen, nicht zu dicht zusammen, weil sie sich beim Backen ausdehnen, bäckt sie schnell braun und dreht sie, noch heiß, in der Hand zu kleinen Tüten, da sie sich kalt nicht mehr biegen lassen und füllt sie mit Konfett.



Moorkönig und Elfenkind

Ein Kindermärchen von Elfriede Wendler

Es war einmal ein König; der wohnte mit seinen Untertanen tief unten im Moor; wohl war sein Königreich groß und weit, aber schwarz und dunkel war es! Nie lachte ein Sonnenstrahl in dieses Land, und die Bewohner waren nur Würmer, Frösche, Molche und Schlangen.

Aber der König Mora fühlte sich wohl in seinem düstern Land! Niemals ging er aus seinem Moor heraus, wenn es auf der Erde Tag war und die Sonne schien — nur des Nachts, wenn alles dunkel war, kam er hervor, aber auch dann meist nur, um den Menschen Schaden zuzufügen.

In der dunklen Nacht nämlich mußten seine Diener viel kleine Laternehen auf dem Moor anzünden; hell glühte das morsche Holz der alten Weidenstümpfe auf Befehl des Moorkönigs, so daß es aussah, als blinkten helle Lichtlein im weiten Moor. Kam dann in der Dunkelheit ein müder Wandersmann, dem die Gegend fremd war, lief er wohl auf den hellen Lichtschein zu und verfant im tiefen Moor.

Dann freute sich der böse Moorkönig, denn er mochte die Menschen nicht leiden. Als er eines Abends wieder einmal aus seinem dunklen Reich heraustrat, um zu sehen, ob auch alle Laternehen im Moor schon angezündet waren, ärgerte er sich gleich tödlich über den Vollmond, der noch hell und klar auf die stille Erde schien, und schnell wollte er wieder in sein Moorland zurückgehen.

Aber da hörte er plötzlich wunderschönen Gesang! So fein und lieblich klang es, wie es der alte König noch nie gehört hatte.

So stieg er ganz aus seinem Moor, schüttelte den dicken Schlamm von seinem Körper und ging weiter, bis hinüber zu der grünen Wiese, die am Waldesaum lag, und woher der zarte Gesang kam.

Und plötzlich war's dem alten König, als wäre er wie festgebannet; er stand und schautel dort, auf der Wiese, dieses Bild im Vollmondschein, ja, da konnte selbst der finstere Moorkönig seine Augen nicht trennen; die Elfen feierten ihr Frühlingsfest!

O diese wunderschönen Elfenkinder! Wie sie tanzten und sangen, und sich vor ihrer Königin verneigten! Ihre Füßchen berührten kaum den grünen Rasen, ihre Gewänder waren so zart und duftig, als seien sie aus den silbernen Strahlen des Mondes gewebt, ihre süßen Stimmchen glichen dem zarten Läuten der Glockenblumen, und ihr Schweben und Tanzen dem Gaukeln der Schmetterlinge.

Wie verzaubert war der alte König! — Aber plötzlich war alles verschwunden! Der Vollmond war untergegangen, tiefe Nacht umfing den König, und nur seine blinkenden Moorlaternehen wiesen ihm den Weg zurück in sein Reich. König Mora aber konnte dies Erleben nicht vergessen! Immer wieder sah er in seinen Träumen die zarten Elfenkinder, sah sie sich wiegen und schweben und hörte ihren lieblichen Gesang, und plötzlich reifte in ihm der Entschluß, daß solch ein Elfenkind seine Königin werden sollte.

Da ließ er sich seinen ältesten Diener und Vertrauten, den dicken Frosch, rufen, erzählte ihm, was er erlebt und bat um seinen Rat.

„Die Elfen tanzen nur in der Vollmondnacht“, sagte der Frosch. „Sobald der Mond untergeht, sind sie verschwunden; sie wohnen im Walde, meist in den Blumen, auch unter hohlen Bäumen, und alle Tiere im Walde haben sie lieb.“

„Das glaub' ich dir, Zupp, ich weiß, wie schön sie sind“, sagte der König, „und darum mußt du mir helfen, daß eine von ihnen meine Königin wird.“

„Ich will es mir überlegen, wie ich dem König helfen kann“, antwortete Zupp, „laßt mir ein wenig Zeit, Herr!“

Bald erschien Zupp wieder vor seinem König.

„Herr, wollt Ihr noch das Elfenkind zu Eurer Königin machen, dann wartet bis zur nächsten Vollmondnacht, und wir bringen Euch das schönste Elfenkind als Eure Königin.“

Und als wieder der schöne helle Vollmond auf die Erde schien, fingen die dicken Frösche solch seines Elfslein und brachten es ihrem König. Das arme Elfslein weinte sehr und bat immer wieder, es doch zu seinen Gespielen zurück zu lassen, aber der alte König ließ sich nicht erbitten!

„Du sollst es sehr gut bei mir haben“, sagte er, „denn du sollst meine Königin werden! Wenn du einen Wunsch hast, sage es nur Zupp, er wird stets vor deiner Tür sein!“

Tieftraurig saß das arme Elfslein in seinem Gemach; was sollte es nur tun? Vorläufig mußte es Zeit gewinnen und die Hochzeit recht lange hinausschieben.

So wurde es ganz fröhlich, war zu allen Bewohnern des Königreiches freundlich, so daß bald alle sie lieb hatten; sogar der dicke Zupp bewachte sie gar nicht mehr so streng.

Als er ihr eines Tages einen Strauß Wiesenblumen brachte, fand er sie sehr traurig und fragte sie, was ihr denn fehle.

„Ach, hilf mir doch, lieber, guter Zupp!“ bat da weinend die kleine Elfe, „in einer Woche soll ich den Moorkönig heiraten!“

„Nein“, sagte da der alte Zupp, „weine nicht, Elfslein, ich helfe dir! Bis zur nächsten Vollmondnacht mußt der König warten. Du sagst, du müßtest dir erst Garn zum Hochzeitskleid spinnen und der Weber müßte es unter deiner Leitung weben.“

Als der König wieder zum Elfslein kam, war sie fleißig beim Spinnen und zeigte dem König ihr altes zerrissenes Kleidchen. Und Elfslein spann und spann; aber sie spann schlecht, spann lauter Knötchen ins Garn, und Elfslein mußte immer neues Garn spinnen.

Als dem König die Zeit lang wurde, sagte das Elfslein: „Was hast du mir auch für dicken Glachs auf die Spule gesteckt, er ist nicht zu brauchen! Laß mich in der nächsten Vollmondnacht mit Zupp zusammen hinausgehen, damit ich mir einen Rocken voll Mondstrahlen hole, dann spinne ich schnell das feinste Garn.“

Der König war wirklich damit einverstanden.

Als dann endlich die Vollmondnacht da war, holte Zupp sein liebes Elfslein aus ihrem dunklen Gemach, und als dieses den herrlichen Mondschein sah, schwebte es schnell der Wiese zu, wo es mit großer Freude von der Königin und den Elfschwestern begrüßt wurde. Langsam kam auch Zupp auf die Wiese gehüpft, und das Elfslein erzählte, wie treu er ihr geholfen.

„Armer Zupp, du wirst schwere Strafe vom alten König bekommen; kann ich dir nicht helfen?“ fragte die Königin.

„Frau Königin, ich werde hier bleiben, wo die Sonne scheint und die Vögel singen!“

„Und damit der alte König dich nie wiederfindet, sollst du von morgen ab ein grasgrünes Röcklein tragen!“ rief da noch freundlich die gute Königin, und plötzlich waren alle Elfen verschwunden.

Am nächsten Morgen sah Zupp zu seiner Freude, daß er ein richtiger, grasgrüner Jägersmann geworden war.

Aber der alte König wurde sehr zornig und sandte alle seine Diener fort, um Zupp und das Elfslein zu suchen; aber niemand fand sie.

Eines Tages aber stiegen aus dem Moor, sobald die Sonne untergegangen war, dicke Dünste auf. Das tat der Moorkönig! Seine Diener mußten überall in seinem Reiche brauen und kochen, um vergiftete Gase aufsteigen zu lassen; damit wollte der König alle Elfen vergiften. Aber was fragten die Elfen nach dem bösen König! Sie tanzten und sangen noch heute in der Vollmondnacht wie einst vor tausend Jahren, und wenn der Moorkönig noch so viel brant und kochte! Die Menschen aber sagen dann: „Der Nebel steigt auf.“



Na, so ein Held!

Scherenschnitt von Gertrud Lange

Mehr Grazie im Geben!

Von Irmingard Straub * Mit Zeichnung der Verfasserin



Wie war doch das Päckchen wieder reizend, das ich unlängst aus Wien erhielt! Der Süddeutsche verwöhnt gerade in dem „Wie“ des Schenkens seine Freunde besonders. In dieser Zeit des Sparsystems, ist es da nicht mehr denn je angebracht, eine persönliche Grazie in die „Hülle“ solch eines billigen Geschenkes zu legen, quasi dieses immer etwas unpersönlich bleibende, kühl anmutende Gekaufte mit der Glut und Freude des Gebenwollens einzuwickeln? Der Begriff „Schenken“ ist jetzt aktuell! Er gewinnt durch das reizvolle Spiel unserer Hände, das eine Pfennigausgabe ist. Wir ziehen also lediglich alle Register unseres Geschmacks und unserer Geschicklichkeit. Das Material hierzu: nett gemustertes Seidenpapier, einzelne schön abgeschattierte, einfarbige Seidenpapierbogen, bunte Bandreste, Glanzpapierschnipsel, goldene und silberige Fäden, etwas Klebstoff, einige Tannenzweiglein, eine Blume und endlich die Schere.

Aus einfarbigen Seidenpapieren schneiden wir uns schön abgestimmte Streifen in verschiedenen Breiten zu, zum Gegenstand passend, kleben diese oben und unten in verschiedenen Zwischenräu-

men aneinander. Diese zusammengeheftete Papierfläche wirkt persönlicher und reizvoller als ein einfarbiger oder gleichmäßig gemusterter Bogen. Wollen wir uns ein Band ersparen, falten wir wie in nebenstehender Weise das Papier, schieben die sich ergebenden Spitzen unterhalb des Gegenstandes hinein oder schneiden aus Glanzpapierresten Sterne oder Herzen, kleben mit diesen, gleich einer Siegelmarke, die zwei Spitzen auf die Oberfläche des Geschenkes.

Auch ein zugeschnittener Papierstreifen kann in der Art eines Bandes angewandt werden. Tannenzweige, Briefchen, Karte usw. stecken wir zwischen die abgeschattierten Papierstreifen. Das wäre die einfachste und billigste Packweise!

Eine Pralinschachtel haben wir alle schon einmal geschenkt bekommen! Sie eignet sich sehr gut als „Schmuckkästchen“. Um ihre Herkunft aber nicht zu verraten, überziehen wir den Deckel, lassen eventuell ein Band durchlaufen, eine große selbstbewußte Schleife dient zum Heben.

Liebenswürdiger und graziöser wirken überhaupt „Verschnürungen“, einfach, kreuzweise oder geflochten mit vielen Schleifen; die reichen Variationen hängen eben auch von dem einzukleidenden Gegenstand ab: ob originell-humoristische oder zartspielerische, bizarr-mondäne oder ernste, schwere Vorbotten zunächst den Inhalt ankündigen sollen.

Für die Post oder Wind und Wetter, unterm eignen Arm getragen, umgibt man das Ganze noch mit festem Papier. Der Empfänger soll ja ahnungslos und spannend Hülle um Hülle entfernen. Denken wir nur an unsere Vorfahren, wenn der Postbote mit selbstloser Miene sagt: „Da, unterschreiben! Für Sie, Fräulein!“ Herrlich, plötzlich ist das Leben wieder schön, weil man sich nicht ganz vergessen fühlt: es hat ja jemand an uns gedacht. In dieses Gefühl können wir „Packer“ uns ja alle hineinverfehen, weil wir das alle schon kennengelernt haben; darum steigern wir aber auch unser eigenes Gestalten bei solch einer Hülle.

Vielleicht ist es noch reizvoller, Begleitzeilen und den Absender viel versteckter zu halten, ganz zuletzt erst entdecken zu lassen? Wir denken ja zunächst gar nicht an einen Dank, weil wir viel zu viel eigene Freude bei dieser Arbeit haben. Wir trennen uns sogar schwer davon, möchten selbst der Empfänger sein, empfinden eine kleine, merkwürdige Wut in uns aufwallen gegen den Postbeamten, wenn er kühl, sachlich und mechanisch seinen Leimpinsel nimmt, um das Paket mit der laufenden Nummer zu versehen. Aber es ist schon recht so, es muß schon etwas von uns mitgehen, wenn wir aufrichtig geben wollen! Die Not hat auch gute Seiten: sie macht erfinderisch, sie führt uns von kühlen Schaufenstern zu uns selbst zurück; sie klopft an unser Gewissen und weckt in uns Talente, die uns die langen Vorweihnachtstage mit diesem reizenden Spiel verkürzen lassen. Es gibt wenig selbsterlebte Freuden, die in demselben Maße erfreuen können. Also mehr Grazie im Geben, bitte!

Berufsberatung für die Frau

Meteorologische Beobachtungsstation

Ich möchte gern eine meteorologische Beobachtungsstation übernehmen. Welche Vorbildung ist hierzu nötig? An welche Instanzen muß ich mich wenden, um Genaueres zu erfahren? Bestehen überhaupt Aussichten, daß man eine solche Beobachtungsstation bekommt? Wie hoch ist ungefähr das Gehalt, das man auf einer Wetterstation erhält? A. B., Hamburg.

Wir raten Ihnen, sich bei der Deutschen Seewarte in Hamburg 9 zu informieren, wo Sie sicherlich den genauesten Bescheid über alle Einzelheiten erhalten werden. Die Anforderungen an die wissenschaftliche Vorbildung der Leiter von meteorologischen Beobachtungsstationen sind nicht gar zu groß; zu leisten ist meistens dreimal tägliche Messung von Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Niederschlägen, die Beobachtung von Wind, Bewölkung, etwaigen Gewittern sowie die Bedienung und Instandhaltung der erforderlichen Meßgeräte. In Preußen sind die Stationsleiter meistens Lehrer von höheren oder von Volksschulen und ihre Vertreter, die für Urlaub, Krankheit und andere Beurlaubung anzusehen sind, die Schuttdiener, die entsprechend eingeeicht werden. Unentbehrliche Voraussetzungen sind große Gewissenhaftigkeit und unbedingte Pünktlichkeit, da die Beobachtungen zu bestimmten Tagesstunden, an manchen Stationen auch um zwei Uhr nachts stattfinden müssen. Die Aussicht, die Leitung einer Station zu erhalten, hängt davon ab, ob diese Stellung bei einer schon bestehenden neu zu besetzen ist oder ob die Einrichtung einer neuen wünschenswert erscheint. In Preußen wurden vor dem Kriege mehr als die Hälfte aller Wetterstationen ehrenamtlich verwaltet, jetzt wird den Beobachtern wohl überall Entschädigung gewährt, die aber jedenfalls recht bescheiden ist und die mühevollen Tätigkeit nicht aufwiegt. Wie die Verhältnisse in Hamburg liegen, erfahren Sie an der angegebenen Stelle.

Begabung für Zeichnen und Modesch

Meine Tochter, 12½ Jahre alt, Schülerin eines Realgymnasiums (Quarta) hat besondere Beobachtungsgabe für Modeschöpfungen, die sie gut schildern und auch, mit auffallendem Geschick für ihr Alter, zeichnerisch wiedergeben kann. Wie ist eine derartige Begabung nützlich zu fördern? Welche Berufsmöglichkeiten kommen in Frage, und wie ist der Werdegang der Ausbildung? J. L. in Frankfurt a. M.

Solche Veranlagung wird voraussichtlich eine kunstgewerbliche Ausbildung auf handwerklicher Grundlage verlangen. Nach gründlicher Ausbildung in der Schneiderei wäre der Besuch einer Kunstgewerbeschule, Modeschulklasse oder Kunstakademie zu empfehlen; diese Ausbildung dauert 3-5 Jahre, die handwerkliche ebenfalls 3-3½ Jahre (bis zur Gesellenprüfung). Als Beruf käme derjenige der Modezeichnerin in Frage, über den wir in Heft 27 dieses Jahrgangs gesprochen haben. Gesellt sich zu dem Talent für Wiedergabe und Beschreibung fremder Modentwürfe auch eigene schöpferische Begabung, so erweitert sich naturgemäß das Betätigungsfeld. — Eine Zusammenstellung der Frauenberufe im Dienste der Mode haben wir in Heft 13 dieses Jahrgangs gegeben. Es sei noch erwähnt, daß auch der Übergang ins Werbefach bei entsprechend ergänzter Ausbildung (Lehrgang für Kellame und Neffamegraphik) in Frage käme. Voraussetzung ist eine überdurchschnittliche Begabung, ohne welche im Kunstgewerbe keine Aussicht auf Erfolg besteht. Reichen die Anlagen hierfür nicht aus — die Aufnahmeprüfung entscheidet zwar über die Aufnahme der Schülerin, doch erfolgt sie versuchsweise, und das erste Vierteljahr bestätigt erst die Eignung — so können sie immer noch eine begründete Grundlage für die handwerkliche oder kaufmännische Betätigung im Modeschaffen abgeben und in Verbindung mit journalistischer Begabung eine entsprechende Anwendung nahelegen.

Hausarbeit ohne Bezahlung

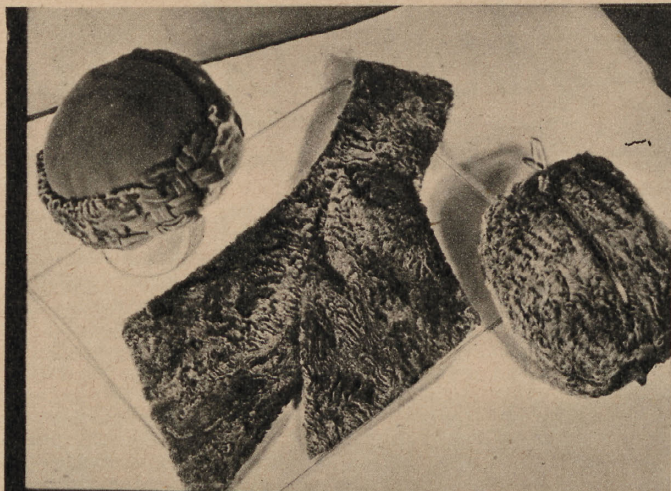
Die Wirtschaftskrise, die schwer auf Deutschland lastet, stellt die Frauen vor außerordentlich verantwortliche Aufgaben. Die Einkommen schrumpfen zusammen, und es gilt, trotz schwindender Einkünfte, der Familie eine gesunde und behagliche Lebensführung zu ermöglichen. Da heißt es überlegen und prüfen, welche Ausgaben sich kürzen lassen, denn die Frauen sind in den letzten Jahren fast ausnahmslos Rechenkünstlerinnen geworden, weil sie es einfach mußten.

Sehr hohe Aufwendungen erfordert eine Hausgehilfin. Sie beansprucht freien Unterhalt und Barlohn, ferner besonders zu Weihnachten größere Geschenke. Außerdem sind für sie erhebliche Versicherungsbeiträge zu leisten, zumal allermeist die Haushaltungen außer ihren eigenen Lasten freiwillig noch die Arbeitnehmeranteile aufbringen, statt sie — wie das Gesetz vorsieht — vom Lohn einzubehalten, was die Hausfrauenvereine seit Jahren mit Recht verlangen. Infolgedessen sind immer mehr Familien genötigt, auf eine Hausgehilfin zu verzichten, sei es, daß die Hausfrauen die Wirtschaft allein, vielleicht auch mit Unterstützung einer Stundenfrau, versehen oder irgendeine Hilfskraft gegen freie Wohnung oder Beköstigung aufnehmen.

Bei der herrschenden Wirtschaftsnot gibt es genug Frauen und Mädchen, die gern täglich kurze Zeit im Haushalt helfen, wenn sie als Entgelt das frühere Mädchenzimmer oder einen andern Raum, für den sich ein zahlender Untermieter nicht findet, bewohnen dürfen. Bei längerer Inanspruchnahme durch Hausarbeit wird oft noch eine teilweise Verpflegung als Entgelt vereinbart. Daneben gehen immer mehr Familien dazu über, ein junges Mädchen als Haustochter aufzunehmen. Sie hat Familienanschluß und soll bei der erfahrenen Hausfrau die Wirtschaft erlernen, die sie mitunter noch mit Hilfe einer Aufwarterin versorgt. Sehr oft wird die Haustochter (wie man sagt) „schlicht um schlicht“ aufgenommen, d. h. sie erhält als Entgelt für ihre Leistungen nur freien Unterhalt; zuweilen bekommt sie noch ein sogenanntes Taschengeld.

Die Formen dieses Beschäftigungsverhältnisses sind noch im Werden begriffen. Selten dürfte es sich um ein reines Lehrverhältnis handeln, bei dem das junge Mädchen von der Hausfrau nach einem fest vereinbarten Plan in allen Zweigen der Hauswirtschaft ausgebildet wird, um die Kenntnisse später — vielleicht nach Ablegung einer Prüfung — beruflich zu verwerten. Viel häufiger wird das junge Mädchen schon manches vom Haushalt verstehen und nicht eine systematische Ausbildung für die Beschäftigung vereinbaren, sondern es wird vor allem immer wieder diejenigen Arbeiten übernehmen müssen, die die Haushaltsführung jeweils erfordert, also ungefähr die gleichen Verrichtungen, die vorher der Hausgehilfin in der Familie oblagen.

Die Hausfrau will bei Vergebung von Arbeit ohne Lohn Ersparnisse erzielen. Sie



Links: Krawatte, Muff und Kragen mit Pelzrand aus Naturbreit-schwanz. Modell: Fritz Schmidt, Berlin. Hut von Aenne Wirtz, Berlin

Pelz



Unten:
Sportpelz aus braunem Fohlen mit bräunlich-grauer Persianerkrawatte



Aparte doppelreihige Jacke mit interessantem Ärmel aus schwarz-grauem Persianer



Der elegante Pelzmantel für Nach-
mittag und Abend aus schwarzem
Persianer mit modernem großen
Revers, dazu passende Kappe



Hermelincap zum Abendkleid

Rechts: Jugendliche flotte Jacke aus
Sumpfbiber

*

Modelle von C. A. Herpich, Berlin
Aufnahmen: Cläre Sonderhoff



denkt dabei auch an den Fortfall der Versicherungsbeiträge.

Für die Invalidenversicherung ist eine Beschäftigung versicherungsfrei, wenn als Entgelt nur Wohnung oder Unterhalt gewährt wird. Kommt aber noch irgendeine Bezahlung hinzu — wie z. B. ein Taschengeld —, so sind Beiträge für die Invalidenversicherung zu leisten. Anders bei der Krankenversicherung, die stets eintritt, sobald Beschäftigung gegen Entgelt vorliegt, wobei das Entgelt auch lediglich in freiem Unterhalt bestehen kann. Jedoch muß der erzielte Gesamtverdienst höher sein als die von den Krankenkassen festgesetzte untere Verdienstgrenze. Hausarbeit gegen freie Wohnung wird diese Grenze nicht erreichen und ist daher versicherungsfrei. Jedoch wird die untere Verdienstgrenze bei Gewährung von freiem Unterhalt überschritten. Danach liegt Krankenversicherungspflicht im allgemeinen bei sogenannten Haustöchtern vor, gleichgültig, ob sie ein Taschengeld erhalten oder nicht. Sobald eine Haushaltshilfe der Krankenversicherung unterliegt, ist für sie auch der Arbeitgeberanteil zur Arbeitslosenversicherung zu entrichten, der Arbeitnehmeranteil jedoch nur, wenn das Monatsentgelt 45 Mk. übersteigt. In diesem Falle wird (seit dem 1. Juli) außerdem von der Haushaltshilfe noch die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe erhoben.

Der Begriff der Haustochter ist erst im Entstehen. Unter den Haustöchtern sind oft junge Mädchen, die gern einmal in einer anderen Umgebung leben möchten und, da die Mittel fehlen, um sie — wie das früher vielfach üblich war — nach Beendigung der Schule ein Jahr in Pension zu schicken, übernehmen sie vorübergehend Hausarbeit in einer Familie. Zuweilen wollen die Haustochter die Wirtschaft als Lehrling berufsmäßig erlernen. Zumeist sind Haustochter junge Mädchen aus dem Mittelstand, die infolge der schlechten Wirtschaftslage von den Eltern nicht mehr erhalten werden können. Mitunter handelt es sich auch um frühere kaufmännische Angestellte, die arbeitslos sind und Hausarbeit übernehmen, wenn sie ihnen wenigstens freien Unterhalt verschafft. Allerdings stellen manche Hausfrauen als sogenannte Haustochter auch bisherige Hausgehilfinnen ein, die wohl oder übel auf den üblichen Lohn verzichten, wenn sie keine regulär bezahlte Stelle finden. Sonst werden sie aber in jeder Beziehung wie eine Hausgehilfin gehalten. Nach einer Entscheidung des Reichsversicherungsamtes unterliegen Haustochter dem Versicherungszwang nicht, wenn man darunter weibliche Personen versteht, die im Haushalt eine den leiblichen Töchtern gleiche oder ähnliche Stellung einnehmen. „Wie die leibliche Tochter, verrichtet auch die Haustochter körperliche Arbeit. Von der Hausgehilfin unterscheidet sich die Haustochter dadurch, daß die Haustochter sich nicht in wirtschaftlicher und persönlicher Abhängigkeit vom Haushaltsvorstand befindet, nicht aus Erwerbsgründen tätig ist und auf gleicher gesellschaftlicher Stufe steht wie diejenigen, in deren Kreis sie aufgenommen ist.“ In der Praxis dürften wohl alle diese Voraussetzungen des Reichsversicherungsamtes nicht oft zusammentreffen. Sobald es der Hausfrau zweifelhaft ist, ob sämtliche Merkmale bei dem Beschäftigungsverhältnis ihrer Haustochter vorhanden sind, sollte sie das junge Mädchen der zuständigen Versicherungsanstalt melden und dieser die Entscheidung über das Vorliegen der Versicherungspflicht überlassen.

Dr. Käthe Lux

Wir bauen uns ein Pfefferkuchen- häuschen

Von Ilse-Dore Teichmann

Das liebe, alte Märchen von Hänsel und Gretel ist noch immer in der Kinderstube lebendig! Wie rührend sind die vertrauten Gestalten der beiden im Walde verlassenen Kinder, wie gruselig wird es den kleinen Zuhörern, wenn die fichernde alte Hege ihnen begegnet — aber das Aller schönste ist doch das Knusperhäuschen. Alles aus Pfefferkuchen und Rosinen, die Dachrinne aus Kandis, der Zaun und gar der Pumpenschwengel im Garten aus Marzipan — da staunen die kleinen Federmäulchen. Manch einer möchte schon einmal dabei sein, wenn Hänsel und Gretel das Häuschen finden.

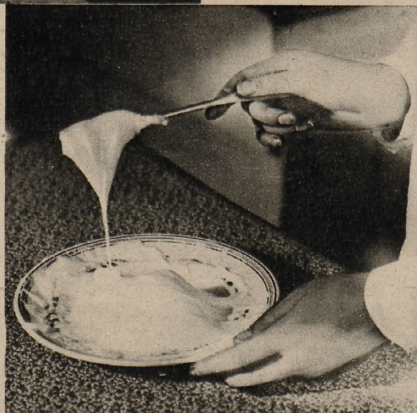
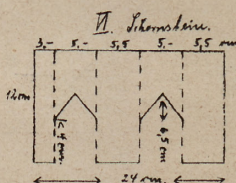
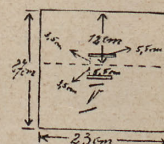
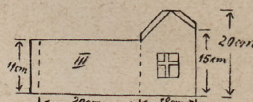
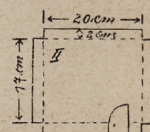
Dieser Wunsch ist zu erfüllen, und es wird ein herrliches Spiel, besonders in der Weihnachtszeit, wenn Lebkuchen und Knabberwerk im Hause sind — eine wunderschöne Beschäftigung für einen regenschweren, grauen Nachmittag und eine Freude für viele kommende Stunden.

Zuerst wird das Häuschen aus Pappe angefertigt (siehe Zeichnung). Auf die große Unterseite (38 mal 29 Zentimeter) klebt man den Aufsatz mit den herausklappbaren Rändern. Darauf



Gezuckerte Schokoladepätzchen ergeben einen hübschen Türrahmen

Links: Geschlagenes Eiweiß wird solange mit Puderzucker eingedickt, bis es eine zähflüssige Masse darstellt



steckt man nun das Häuschen, das bereits fertig zusammengeklebt wurde und schon Dach und Schornstein trägt. Die Fenster sind vorher von innen mit rotem Seidenpapier beklebt worden, aus dem Schornstein zieht eine weiche Rauchwolke aus weißer Watte, damit man ahnt, wie tüchtig das Feuer im Herghäuschen prasselt.

Ehe man die Baumaterialien beklebt, stellt man die Klebemasse mit den Kindern her, denn sonst bleibt von den süßen Sachen nicht mehr viel übrig. Zucker allein klebt nicht gut, besonders weil die Kuchen oft schwer sind und das Häuschen meistens sehr ausgiebig von Kinderhändchen bewundert wird. Während Eiweiß zu Schnee geschlagen wird, siebt ein Kind den Puderzucker durch, der dann zu dem Schnee hinzugefügt wird.

Es muß ein dickflüssiger Brei entstehen, der sich zieht und nicht von der Gabel abreißt. Man darf dabei

Das fertige Häuschen sieht lecker aus

Aufnahmen Cläre Sonderhoff

nicht mit dem Zucker sparen, denn wenn der Schnee zu dünn ist, rutscht der Pfefferkuchen vom Dach herunter.

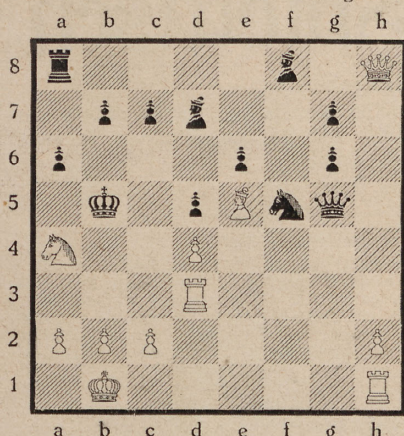
Die Zuckermasse ist fertig, und jetzt beginnt die Hauptarbeit und der größte Spaß. Mit strahlenden Augen und manchem Jubelruf werden die süßen Bausteine begrüßt. Da gibt es Pflastersteine, Pfeffernüsse, Schokoladenherzen — aber nicht zu große —, auch Printen und Spekulatius. Für die Fenster sind kleine Mätriken da und Schokoladenplätzchen, außerdem Mandeln und Rosinen und ein großes Stück Marzipan. Alles wird in Schüsseln sortiert, und Mutti muß jetzt tüchtig aufpassen, denn jeder will sich von der Güte des Materials überzeugen. Jedes Kind bekommt ein Tellerchen mit der Zuckermasse. „Ah, Kleistercreme!“ jauchzt der kleine dreijährige Lodenkopf und leckt beglückt die eingetauchten Fingerchen ab. So war das ja nun nicht gemeint; mit einem Löffel wird der Zuckerschnee auf die Rückseite der Pfeffernuß aufgetragen, und dann klebt man sie aufs Dach. Nimmt man zuviel von der Klebmasse, quillt sie beim Andrücken an der Seite heraus, und das sieht nicht sehr schön aus. Also, ihr kleinen Baumeister, recht sparsam mit der Kleistercreme! Und nicht nach jedem Ankleben alle Finger abledern; laßt den Zucker abtrocknen, dann löst er sich von selbst. Da steckt immer einer die Plätzchen — natürlich vorher dick mit Kleistercreme beklebt — ins Mündchen, statt sie anzukleben. „Naschen ist doch verboten!“ — „Aber, Mutti, ich nasche ja nicht, ich koste doch nur, ob es dem Hänsel nachher auch schmecken tut.“ Damit die anderen nicht dieser wichtigen Überlegung folgen, bekommt jetzt jedes Kind einen kleinen Koste-Napf — und nun passen sie gegenseitig auf die Händchen auf, damit sie nicht in den falschen Napf greifen.

Ist das Häuschen nun ganz beklebt, werden in die kleinen Lücken noch Mandeln und Rosinen gesteckt, und zuletzt kommt ein Zaun aus Marzipan herum. Wie groß ist die Freude über das fertige Knusperhäuschen — ein kleiner Lichtstumpf wird vorsichtig hineingestellt und angezündet. Im dunklen Raum leuchten die roten Fenster der alten Hege — beim Kerzenschein erzählt Mutti noch einmal die Geschichte von Hänsel und Gretel. Will man ganz stille bleiben und nur Gähns fürs Knusperhäuschen verwenden, so kann man den Kerzenstumpf auch aus einem Apfel modellieren und ein Mandelstiftchen als Draht oben hineinstecken.

Das königliche Spiel

Nachdruck verboten

Geleitet von F. Sümisch



Stellungsbild nach dem 19. Zuge von Schwarz
(Ke6—b5)

19. Sc3—a4 Ke6—b5¹⁰⁾ 20. Sa4—c5 Dg5—g2 21. Th1—c1 Ta8—d8 22. Le5×c7¹¹⁾ Td8—e8 23. Se5×d7 Te8×c7 24. Dh8×f8 Kb5—c6 25. Td3—c3+¹²⁾, und Schwarz gab auf.

Anmerkungen: ¹⁾ Die Holländische Verteidigung kann nicht als unwertig erachtet werden. ²⁾ Das sogenannte Staunton-Gambit. Der Anziehende erlangt dadurch einen gefährlichen Angriff, weshalb es als besser gilt, die Holländische Verteidigung durch eine Zugumstellung herbeizuführen, nämlich 1. . . e7—e6 und erst auf 2. Sg1—f3 (oder e2—e4) f7—f5 usw. ³⁾ Die theoretische Fortsetzung ist Le1—g5 usw.; der Zug g2—g4 ist aber durchaus nicht unbekannt und wurde zuerst von Dr. Tartakower im Turnier zu Baden-Baden 1925 in einer Partie gegen Mieses angewendet. ⁴⁾ Dr. Vasier empfahl hier die Einschaltung des Zuges Le8—g4. ⁵⁾ Besser geschah Le8—f5; nach dem Schlagen auf f3 erlangt der Anziehende einen überwältigenden Entwicklungsvorsprung. ⁶⁾ Es drohte das Schach auf h5. ⁷⁾ Auf g7—g6? würde 12. Ld3×g6+1 folgen. ⁸⁾ Es drohte Sc3×d5. ⁹⁾ Die Preisgabe der Qualität ist erzwungen. ¹⁰⁾ Ein verzweifelter Fluchtversuch! ¹¹⁾ Auf Sc5×d7 wollte Schwarz noch Lf8—e7 versuchen. ¹²⁾ Die Königswanderung von Schwarz hat ein schreckliches Ende genommen und einen ganzen Turm gekostet.

Nr. 468. Partie Nr. 145

Holländische Verteidigung

Weiß: Reichert

Schwarz: John

Gespielt im Klubmeisterschaftsturnier der Berliner Schachgesellschaft.

1. d2—d4 f7—f5¹⁾
2. e2—e4²⁾ f5×e4
3. Sb1—c3 Sg8—f6
4. g2—g4³⁾ d7—d5
5. g4—g5 Sf6—g8⁴⁾
6. f2—f3 e4×f3⁵⁾
7. Dd1×f3 e7—e6
8. Lf1—d3 Sg8—e7⁶⁾
9. Le1—f4 a7—a6
10. Lf4—e5 Sb8—c6
11. Df3—h5+ Ke8—d7⁷⁾
12. Sg1—f3 Sc6—b4
13. 0—0—0 Sb4×d3+
14. Td1×d3 Se7—f5
15. g5—g6! Kd7—c6⁸⁾
16. Sf3—g5 h7×g6⁹⁾
17. Dh5×h8 Dd8×g5+
18. Ke1—b1 Le8—d7



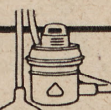
NACHMITTAGS
VORSTELLUNG

KASSE



„Daß du die Zeit hast — ohne Mädchen!“
„Du weißt doch, ich habe einen Protos-Junior.“
Ohne ihn wär's unmöglich!“

^{*)} Der Protos-Junior-Staubsauger kostet nur RM 79.50. Dabei hat er sehr große Reinigungswirkung und ist unverwundlich. Der Protos-Standard kostet RM 132.—, der „flüsternde“ Super RM 216.—.



Bad-Nauheim

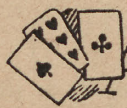
hat ganzjährigen Bade- und Kurbetrieb

Das Herz- u. Rheuma-Bad

Auskünfte: Verkehrsamt des Hess. Staatsbades und Reisebüros. In Berlin: Auskunftsstelle W 62, Bayreuther Str. 36 hp.
(Tel. B. 5, Barbarossa 3098)

Lösung der Aufgabe Nr. 196 von D. Fuß
 Weiß: Kb4, Df1, Ld8, Sf7, B12, g6 (6). Schwarz: Kf4, Bb5, g7 (3).
 Matt in drei Zügen.

1. f2-f3! Kf4-e3 2. Ld8-g5+ Ke3-d4 3. Df1-d1+, oder 1. . . .
 Kf4-g3 2. Ld8-c7+ Kg3-h4 3. Df1-h1+, oder 1. . . . Kf4-f5 2. Df1-
 h3+ nebst entweder 3. Ld8-g5+ oder Sf7-e5 (hs)+. Eine Darstellung
 schöner Mattbilder.



Am Spieltisch

Skatenaufgabe Nr. 75

C spielt Null. B hatte 20 gereizt und kontriert. A hat
 folgende Karten: Kreuz: As, Pik: 10, König, Dame, 9, Herz:
 König, Dame, 7, Karo: 10, Dame.

Aufgabe: Wie legt A das Spiel an?

Lösung der Skatenaufgabe Nr. 74

A gibt die Herz 8. Da B kontriert hat, halten voraussichtlich B und C
 jeder zwei Trümpe. C muß demnach außer dem Herz König noch min-
 destens zwei Herzarten haben, da er kein Karo hat und nur die Pik 7
 haben kann. Es wäre deshalb ein Fehler, falls A durch das Zugeben
 der Herz Dame B veranlassen würde, den Stich mit Herz As zu über-
 nehmen, weil dann die Herz 10 bei C einen Stich machen würde, die
 anderenfalls verloren wäre.

Silbenrätsel

a — be — car — de — diff — dumm — e — e — ein — ein
 — eins — fi — flie — ga — ge — gen — gnei — heit —
 hi — hort — hum — i — ka — le — li — lun — mal — mi
 — mu — na — nau — ni — of — pult — ra — ret —
 se — sen — skop — sohn — sto — ta — tags — te — te
 — ter — to — un — zi — zier

Aus vorstehenden 50 Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren
 Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten ge-
 lesen, ein Wort von Euripides ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Mangel an Urteils-
 kraft, 2. griechisches Heldengedicht, 3. Name eines Sonntags,
 4. Bezeichnung für den Studenten, 5. Grundlage des Rechnens,
 6. sagenhafter Goldschatz, 7. preußischer General (Befreiungs-
 kriege), 8. kurzlebiges Insekt, 9. kleiner Prophet, 10. Fernrohr,
 11. Genußmittel, 12. militärischer Dienstgrad, 13. Mause,
 14. englischer Hafen, 15. alte Wurfmaschine.

Räffelsprung

wird	streu		hof	ter	dei	lig		er	faat
	froh	pflcht	e	ner	ach	füll	ne	fe	
	dir	fend	und			dei	keit	daß	
									28258
de	pfad	des	for	der	mü	te	dei	all	die
aus		er	dei	nicht	gen	er	hen		sie
len	geh	nen	lohn	blü	hen	ner	früch	auch	nicht
dei	kampf	ler	wer	ge	not	hen	bricht	der	die
still	stil	du	und	trieb	de	einst	selbst	te	du

Patience 42

„Das Hindernis“ (1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Überwinden eines Hindernisses mit 13 Karten von As bis
 König.

Ausführung: Farbe spricht nicht mit! — Die dem Spiel vorher ent-
 nommenen 13 Werte einer Farbe — z. B. Herz — ordnet man fallend,
 As oben, und legt dieses Päckchen offen linker Hand bereit; es ist die
 „Sturmtruppe“. Vom Block legt man als „Hindernis“ 8 offene Karten
 in 2 Längsreihen nebeneinander aus. Diese sind frei, von den sich
 allmählich auf diesen 8 Kartenplätzen bildenden Schichten aber nur die
 oberste Karte. Für das fernere Auslegen des Blocks gelten folgende
 Regeln:

Auf freie Karten der linken Reihe darf nur steigend, der rechten nur
 fallend geschichtet werden. Freie Karten, auch vom Block kommende,
 darf man auf Freiplätze jeder Reihe legen. Die Sturmtruppe darf
 das Hindernis nur einzeln — der Reihe nach, As also zuerst — über-
 schreiten, und zwar jede Karte nur dann, wenn 2 ihr wertgleiche
 Karten gleichzeitig, die eine in der linken, die andere in der rechten
 Längsreihe frei ausliegen, und wenn außerdem kein Haufen vor-
 handen ist.

Man wendet man Karten vom Block, passende bestens verwendend;
 solche, die man nicht verwenden kann oder will, kommen in einen
 Haufen, dessen oberste Karte frei ist. Umlegen usw. darf man beliebig
 oft; in den Haufen darf man aber nur Karten unmittelbar nach Er-
 scheinen vom Block legen. Nach einmaligem Auslegen des Blockes
 muß die Sturmtruppe das Hindernis durchschritten haben und rechts
 davon steigend bereit liegen.

27797

„Wie gut ihm jetzt alles bekommt!“

Kinder brauchen leichte Kost. Darin kennt
 Mutter sich aus: sie nimmt stets Palmin. Mit
 Palmin zubereitet, wird alles verdaulich.
 Magen und Kopf bleiben unbeschwert —
 wie wichtig gerade in diesen Zeiten!



PALMIN

Jede Kost — leichte Kost

ACHTEN SIE AUF DEN NAMENSZUG

Dr. Schlinck



Herbin-Stodin

DIMETHAC. PHENYL.
 PHENAC. LITHIUM.

20 Tabl. 1,05
 10 Tabl. 0,60

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

unübertroffen bei starken

Kopfschmerzen

Rheuma-, Muskel- u. Ner-
 venschmerzen. Ganz un-
 schädlich. Verlangen Sie
 daher in der Apotheke nur
 Herbin-Stodin. Sie werden
 angenehm überrascht sein.

Die

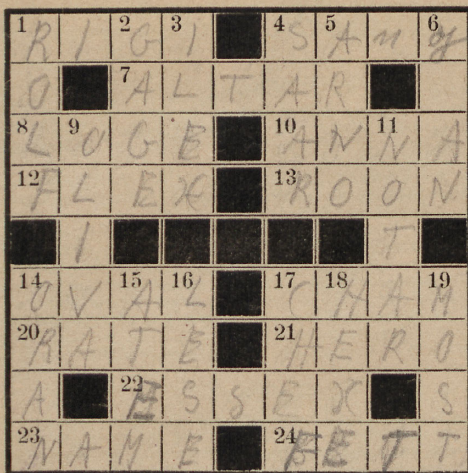
Chlorodont- Zahnbürste



Welche Zahnbürste?

Die Zahnzwischenräume als Sitz übel-
 riechender Speisereste und die Zähne
 werden am zweckmäßigsten mit der
 eigens dafür konstruierten Chlorodont-
 Zahnbürste mit gezahntem Borsten-
 schnitt gereinigt und poliert. — Für Er-
 wachsene in zwei Härtegraden 90 Pf. und
 als Kinderbürste 54 Pf. Nur echt in blau-
 weiß-grüner Originalpackung. In allen
 Chlorodont-Verkaufsstellen erhältlich.

Kreuzworträtsel



amter, 14 Stadt in Algerien, 15 Sand, 16 Weinernte, 17 Vorgefekt, 18 Märchenwesen, 19 Traubenjaft.

Fuß ab!

In Franken der Fuß, ohne Fuß, wird im Nu
Zum Vogel, der sanft ist und schwachhaft dazu;
Doch nimmst du auch diesem den Fuß weg, so ist
Es traurig und schrecklich für dich, wenn du's bist!
Dum streich nur den dritten Fuß auch noch geschwind,
Dann glückert's auf Blumen im Morgenwind.

28461

Auflösungen aus Nr. 48

Silbenrätsel: Zeit haben heißt Willen haben. — 1. Zinnwitt, 2. Eiserfucht, 3. Interview, 4. Töpferet, 5. Himmelschlüssel, 6. Aschenbrödel, 7. Ballade, 8. Erdbeben, 9. Margileh, 10. Helena, 11. Eisen-

für Rätselreunde jeden Mittwoch „Denten und Raten“ Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg. durch alle Buchhandlungen, Postankalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

laub, 12. Infanterie, 13. Spiekrantenlaufen. — Kreuzworträtsel: a) 1 Erwin, 4 Riva, 8 Naab, 10 Nil, 11 Tur, 12 Magnet, 14 Tatar, 16 Chin, 17 Euv, 20 Erz, 22 Bug, 24 Nebel, 26 Primus, 28 Mai, 30 Pol, 31 Garm, 32 Emme, 33 Monto; — b) 1 Erde, 2 Han, 3 Barthe, 5 Inn, 6 Vieh, 7 Altan, 9 Baal, 13 Grube, 15 Amrum, 18 Vulkan, 19 Puppe, 21 Zeus, 23 Brom, 25 Aino, 27 Jim, 29 Art.

Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 Schweizer Gebirgskott, 4 Red, 7 Teil der Kirche, 8 Theaterplatz, 10 weiblicher Vorname, 12 deutscher Dichter, 13 preussischer Kriegsminister, 14 Eisform, 17 Stadt in der Oberpfalz, 20 Teilzahlung, 21 Geldin einer antiken Liebestragödie, 22 Grafschaft in England, 23 Zeichnung, 24 Nahrungsmittel;
b) von oben nach unten: 1 männlicher Vorname, 2 Gehalt, 3 Stechpalme, 4 Nebenfluß der Mosel, 5 Fluß in Italien, 6 Stadt in Ungarn, 9 Kloster bei Danzig, 11 juristischer Be-

28255

Freude machen mit Bleyle-Sachen!

Moderne Strickkleidung
für Knaben und Mädchen
Damenkleider
Herren-Westen u. -Pullover



Bleyle-Kleidung ist äußerst preiswert. Verlangen Sie Katalog.
Verkaufstellen-Nachweis auf Wunsch durch Wilh. Bleyle GmbH, Stuttgart W 89



Scherben bringen Glück



manchmal aber auch kleine Verletzungen. Dann kommt es darauf an, die Wunde schnell und hygienisch zu schließen; ohne die Bewegungsfreiheit des verletzten Gliedes einzuschränken. Dazu hilft Ihnen der querelastische Schnellverband „Hansaplast elastisch“. In der Querelastizität liegt sein Wert. Die Mullkompressen werden infolge der elastischen Spannung im Pflastergewebe fest auf die Wunde gedrückt, wodurch die Blutung schnell zum Stillstand kommt. Durch die Querelastizität wird ferner ein besonders guter seitlicher Wundverschluß erreicht und außerdem eine Bewegungsfähigkeit des ganzen Verbandes.

Also: Immer und überall, in der Hausapotheke, auf Fahrten und Wanderungen, bei Sport und Spiel und in Ihrem Beruf den einzigen querelastischen Schnellverband.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften schon von 15 Pfg. an.

Hansaplast elastisch
D.R.P. SCHNELLVERBAND

flüssiges Bohnerwachs

verleiht Linoleum und Parkett haltbaren prächtigen Hochglanz und beste Trittfestigkeit

Herstellerin: Cirine-Werke, Chemnitz

Verlangen Sie kostenlos die Broschüre „Vom behaglichen Wohnen“

...und ich glaube, es ist tatsächlich das Beste für die Wäsche:

Dr. Thompson's
Seifenpulver

Marke Schwan

Zum Bleichen und Klarspülen der Wäsche Seifig. Paket 10 Pfg.

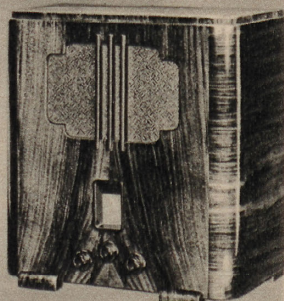
5 JAHRE VORAUSS!

GROSSTE TRENNSCARFE ALLER RADIOAPPARATE

STASSFURTER
5 ROHREN
SUPERHET

JMPERIAL 5

STASSFURTER RUNDFUNK-GESELLSCHAFT M. B. H.
STASSFURT (PROV. SA.)



Vom Weihnachtsbüchertisch

Zwischen Elefanten und Pygmäen

Von Aurelio Rossi

Der italienische Forscher und Jäger fesselt den Leser durch glänzend geschilderte Jagderlebnisse aus dem Herzen Afrikas. Das Buch ist mehr als nur eine Beschreibung moderner afrikanischer Großwildjagd; es geht auch mit viel Sachkenntnis und Verständnis auf kolonialpolitische Probleme ein. In diesem Zusammenhang ist der Verfasser über die frühere deutsche Verwaltung und Organisation der afrikanischen Kolonien des Lobes voll. Bei seinen Jagdexpeditionen hat Dr. Rossi lange Zeit unter den Pygmäen, diesen fast sagenhaften afrikanischen Zwergvölkern, gewohnt, aus deren Leben er viel Interessantes und Seltsames zu berichten weiß. Zahlreiche Photos geben dem Buch erhöhte Anschaulichkeit. Jedem, der spannende Schilderungen von Jagdabenteuern liebt, und jedem, der sich überhaupt für die kolonialen Probleme interessiert, wird das Buch vieles geben. Dr. Benno Hepner hat den italienischen Urtext in formvollendeter Weise übertragen und ihm in klarem Stil den Beigeschmack einer Übersetzung genommen.

Verlag Scherl, Berlin

Störche

Von Horst Siewert

Dies ist ein herrliches Buch, das nicht nur jeden Naturliebhaber begeistern wird. Horst Siewert hat monatelang die weißen und vor allem die scheuen schwarzen Störche mit der Kamera belauscht und Aufnahmen gemacht, die in künstlerischer und technischer wie auch naturkundlicher Hinsicht einfach als meisterhaft, als unübertrefflich bezeichnet werden müssen (den berühmten Vogelbildern von Bengt Berg mindestens ebenbürtig sind). Namentlich das Beschleichen der schwarzen Störche, die in den Kronen der Bäume tief im masurischen Walde horsten, war mit den größten Schwierigkeiten, aber auch mit schönstem Erfolg verbunden. Siewert schrieb zu den 80 glänzend wiedergegebenen Photos eine lückenlose und geradezu aufregend spannende Schilderung des Lebens der uns allen so gut bekannten, immer seltener werdenden Vögel vom Nestbau bis zum Brutgeschäft, von der Aufzucht der Jungen bis zum Verlassen des Horstes. Das Buch ist eines der schönsten dieses Jahres.

Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin

Der Vogel Schnarch

Zwei Jahre Rallenfang und Urwaldforschung in Celebes

Von Gerd Heinrich

Dieser Vogel mit dem seltsamen Namen, den er seiner eigentümlichen Stimme verdankt, ist eine äußerst seltene Rallenart, die das letztmal vor mehr als 30 Jahren in den Urwäldern von Nordcelebes gefunden wurde und seitdem verschollen blieb. Sie wieder zu entdecken, war das Hauptziel der zweijährigen zoologischen Expedition Heinrichs, die auch die ganze übrige Tierwelt der Insel und der Nachbarinsel Halmahera gründlich erforschte. Die unsäglichen Leiden und Strapazen der 3 Teilnehmer: Heinrichs, seiner Frau und seiner Schwägerin, wurden reich belohnt: Außer der sagenhaften Ralle brachte die Expedition noch manche andere Seltenheit und Merkwürdigkeit mit nach Hause. Das interessant bebilderte Buch erlebt sich wie ein großes, aufregendes Abenteuer, besonders der Schlupf, wo der Vogel Schnarch endlich erbeutet wird.

Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin

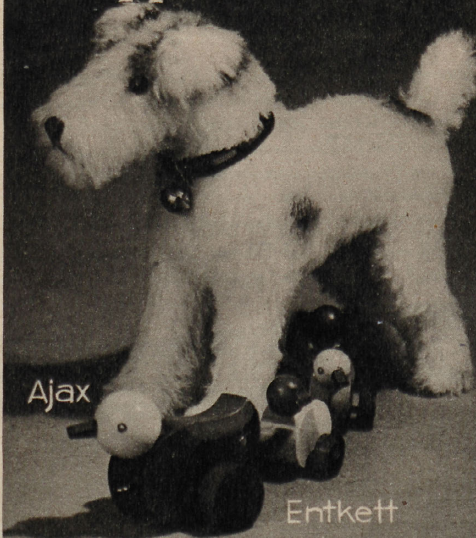
Berge im Schnee

Das Winterbuch von Luis Trenker

Der neue „Trenker“ ist in allem eine Ergänzung und ein vollkommenes Gegenstück zu des Verfassers weit verbreitetem Sommerbuch „Meine Berge“.

Steiff

KNOPF IM OHR



Ajax

Entkett

Wollen Sie Kinder glücklich machen, dann schenken Sie als schönste Spielgefährten die guten Steiff-Tiere. Ihr weiches Plüschfell, ihre hohe Qualität, ihr liebes natürliches Gesicht werden überall dauernde Freude bereiten. Illustr. Prospekt Gb kostenfrei von Margarete Steiff GmbH, Giengen a. Brenz 38 (Württ.)

247



Das ist ja großartig, - eine Klein-Continental schenkst Du mir! - - Ja, als moderne Menschen müssen wir doch eine Klein-Continental haben, die schreibt bekanntlich wie gestochen! Nähere Einzelheiten und Druckschrift 865 unverbindlich



Wanderer-Werke A.G.
Schönau-Chemnitz

FREILUFTKLINIK FÜR KNOCHEN-GELENKKRANKHEITEN

SOLBAD RAPPENAU

LEIT. ARZT PROF. DR. VULPIUS.

AMOL alt bewährt

1 Mel., 3 Wirt., 1 Relt., 6 Bitt., 5 Sint., 1 Tab., 18, 14 Wirt., 400 Wirt., 600 Spirit.

bei Rheuma, Ischias, Kopfschmerzen, Ermüdung u. Strapazen. In Apotheken und Drogerien.

Wieder eine Schau der herrlichsten Photos, in klarem, weichem Tiefdruck auf Großformat wiedergegeben und im Thematischen sehr glücklich aufeinander abgestimmt: Sportaufnahmen wechseln mit stimmungsvollen Landschaftsbildern. Dazu ein Text, der in kurzweiliger, oft humoristischer Form alles Fahrtechnische fast spielend übermittelt und auch noch allerhand andere wertvolle alpine Winke gibt. Verlag Neufeld & Henius, Berlin

Unsere deutschen Kinder

Bilder von Erna Lendvai-Direksen, Text von Paul Seelhoff, Geleitwort von Kronprinzessin Cecilie

Unseres Volkes Hoffnung blickt uns an aus 105 köstlichen Kinderbildnissen, die Erna Lendvai-Direksen mit großer Kennerschaft in den verschiedensten deutschen Gauen gesammelt hat. Die Bilder sind in ihrer Auffassung und in ihrer technischen Ausführung in Kupfertiefdruck so herrlich gelungen, daß über sie kein Wort des Lobes zuviel gesagt werden kann und jeder gesunde Mensch, der sich in sie vertieft, sein helles Entzücken daran haben wird. Die Unterschiede der Landschaften und Volksschichten kommen in dem Gehaben der Kinder mit unverfälschter Natürlichkeit zum Ausdruck. Alle Stände sind vertreten. Zu den Bildern hat Paul Seelhoff einen bedeutsamen Text geschrieben, der die Welt des Kindes ernst und humorvoll umschreibt. Besonders was er über die Spiele und über die Sprache der Kinder und über sogenannte „Sorgenkinder“ zu sagen weiß, wird Eltern und Kinderfreunden ein wertvoller Fingerzeig sein. Das Prachtwerk, das unserer Kronprinzessin gewidmet ist und von ihr mit ergreifenden Worten den deutschen Frauen ans Herz gelegt wird, ist die denkbar schönste Festgabe auf den deutschen Weihnachtstisch. G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung, Berlin W 62

Geschichte der Kunst

Von Richard Hamann

In diesem einzigartigen Werk ist zum ersten Male der Verlauf unserer abendländischen Kunst von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Neuzeit in einem einzigen Band zusammengefaßt worden. Die 1110 glänzend wiedergegebenen Abbildungen sind Meisterwerke photographischer Kunst, die dank Professor Hamanns Kennerblick in künstlerischer und technischer Vollendung einen überaus lebendigen Eindruck der vielfältigen Kunstschatze vermitteln. Die kulturgeschichtlichen Entwicklungen und Strömungen in Plastik, Malerei, in der Denkmals- und Baukunst, sind in einer bildhaft kraftvollen Sprache vorgetragen, die in verständnisvollster Würdigung der Illustrationen dem nicht vorgebildeten Leser einen großartigen Gesamteindruck der künstlerischen Grundlagen unserer Kultur vermittelt. Der Inhalt der 968 Seiten ist in einer chronologischen Übersicht geordnet; ein Verzeichnis der wichtigsten Künstler und Werke mit Lebensdaten, Standort der Kunstwerke, der Angabe der Schulen und einzelnen Stilrichtungen dient in Verbindung mit einer kurzgefaßten Erklärung kunstgeschichtlicher Fachausdrücke als vorzügliche Informationsquelle. 12 vielfarbige Kunstdrucktafeln geben dem universellen, fast unbegreiflich billigen Werk den letzten Schliff.

Verlag Th. Knauer Nachf., Berlin

Am Färbergraben

Erinnerungen um die Jahrhundertwende von A. De Nora

Schon der erste Band der Erinnerungen war mit großer künstlerischer Kraft und Frische hingesetzt, dieser aber übertrifft ihn noch durch seine unmittelbar lebendigen, zeitgemäßen Kapitel. Ob sie nun von Paris erzählen mit seinen graziösen Abenteuern, oder von München, der Künstlerstadt, und A. De Nora's berühmten Zeitgenossen, von dörflchen Idyllen und Bauernschicksalen: immer beschwingt dieselbe künstlerische Leichtigkeit und der tiefe Humor eines Mannes, dem sich in seinem Doppelberuf als Dichter und Arzt das Leben besonders reich und vielfältig spiegelt. L. Staackmann Verlag, Leipzig



Dem Spiritisten ist's entsetzlich,
Wenn bei der Sitzung sich ihm plötzlich
Durch Kräfte aus der andern Welt
Der Tisch auf's Hühnerauge stellt.
„Dies“, spricht er, „sei mir ein Symbol,
Ab morgen nehme ich Lebewohl!“

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene **Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballen-scheiben**, Blechdose (8 Pfaster) 68 Pfg. **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pfg.), erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das **echte Lebewohl in Blechdosen** und weisen andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.



Weihnachtsgeschenke von bleibendem Wert!

Zeiss-Feldstecher, Theaterglasser und Punktalglasser sind hochgeschätzte Weihnachtsgaben. Die vorzüglichen optischen Leistungen bilden eine dauernde Quelle der Freude und dankbaren Erinnerung an den Geber. Die Preise sind niedriger als 1914

Bezug durch die optischen Fachgeschäfte



kenntlich durch Zeiss-Schilder im Schaufenster und am Laden. Kataloge kostenfrei von

CARL ZEISS, JENA, BERLIN, HAMBURG, KÖLN, WIEN

Denken Sie an Ihre Gesundheit!

WEIHNACHTEN

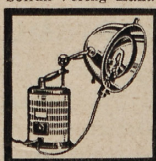
Es gibt wohl kaum ein wertvolleres Geschenk.

Es ist ein Gebot der Vernunft, gerade in der jetzigen, so allgemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken. Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

Täglich nur einige Minuten in der ultravioletten Strahlendusche heißt Gesundheit erhalten, sich immer frisch und froh fühlen — das ganze Jahr hindurch mit den lebenswichtigen ultravioletten Strahlen der Quarzlampe „Künstliche Höhen Sonne“.

Original Hanau — Regelmäßige Bestrahlungen bewahren Sie und Ihre Angehörigen vor Winterkrankheiten und ihren Komplikationen. Sie erzielen eine auffällige Erhöhung der körperlichen und geistigen Spannkraft. Man fühlt sich geistig angeregt, lebhafter, besser gelaunt, fröhlich gestimmt. Besonders wichtig ist die Bestrahlung der Mütter während der Schwangerschaft. Das vorzeitige Altern wird verhütet, die Geburt wird erleichtert, die Stillfähigkeit erhöht.

Interessante Literatur: 1. „Das Altern, seine Ursachen und Behandlung“ von Dr. A. Lorand, kart. RM 6.10. 2. „Verjüngungskunst v. Zarathustra bis Steinach“ von Dr. A. v. Borosini, kart. RM 3.20. 3. „Selbstmassage, Pflege der Haut“ von Hans Surén, RM 6.45 kart. Erhältlich durch den Sollux-Verlag Hanau a. M., Postfach 611. Versand frei Haus unt. Nachn.



Preis: Leicht transportable Höhen Sonne — Tischlampe des Jubiläums-Modells mit Verstärkungsreflektor (Typ SR 300) für Wechselstrom RM 220.50
dito, ohne den Verst.-Ref. (Type SN 300) für Wechselstrom RM 184.50
Für Gleichstrom, bisheriges Tischlampen-Modell RM 126.—
Diese Preise verstehen sich frei Haus inkl. aller Spesen, Teilzahlung gestattet.

Künstliche Höhen Sonne — ORIGINAL HANAU —

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H. Hanau am Main, Postfach Nr. 11, Zweigstelle Berlin NW 6, Robert Koch-Platz 2/11 Tel. D 1 Norden 4997 Unverbindliche Vorführung in allen med. Fachgeschäften und in allen AEG-Niederlassungen.

Zur Beachtung!

Gegen Einsend. dieser Anzeige und 50 Pfg. in Briefmarken senden wir Ihnen gern das illustrierte Buch (60 Seiten), „Ultraviolette Strahlen und d. menschliche Körper“ zu.

Ich allein bin schuldig

Roman von Willy Harms

Der reiche Hamburger Kaufmann Ulrich Gutgesell stellt sich dem Gericht und verlangt, verhaftet zu werden. In der Zelle des Untersuchungsgefängnisses schreibt er dann sein Schuldbekenntnis nieder, das klarlegt, daß er allein für den an Fred Harder verübten Mord verantwortlich ist. In dem Augenblick aber, wo der Leser glaubt, daß es sich nur um diese Lebensbeichte eines durch harte Schicksalsschläge in Schuld Verstrickten handelt, setzt die vom Autor meisterlich vorbereitete Überraschung ein, die kühn und doch psychologisch aufs feinste ausgewogen dem Buch bis zur letzten Seite einen ungewöhnlichen Spannungszusatz verleiht. Willy Harms, der in der „Gartenlaube“ mit mancher schönen, tiefempfundenen Arbeit vertreten war, gibt mit diesem neuen Buch (das in der Reihe von Scherls 2-Mark-Romanen erschienen ist) einen Beweis erstaunlicher, schöpferischer Vielfalt.

Verlag Scherl, Berlin

Venus und Maria

Roman von Richard Sexau

Bernd von Carp, ein Mensch, den die Vorsehung mit vielerlei Talenten und einem ererbten Vermögen bedacht hat, ist der Held und Mittelpunkt dieses Romans, der seinen Werdegang vom Kind bis zum gereiften Manne anschaulich darstellt. Mannigfaches äußeres Geschehen bildet den Rahmen, in dem sich die seelische Entwicklung eines nicht durchschnittlichen Menschen vollzieht, dessen Lebensführung von reinem, hohem Idealismus entscheidend beeinflusst wird. Der tragende Gedanke ist die Sehnsucht des Mannes nach der vollkommenen Frau, die Venus und Maria zugleich in sich verkörpert und mit der zusammen der Mann erst ein harmonisches Ganzes ergibt. — Mit schriftstellerischer Meisterschaft formt Richard Sexau aus dem Schatz des eigenen Lebens dieses spaltsinnigen Menschen Carp, der einen Schicksalsschlag nach dem anderen hinnehmen muß, ohne sein Idealbild verwirklicht zu sehen, der aber in dieser harten Schule zur vollen Entwicklung seiner künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit kommt. Es entspricht der Eigenart des genialen Dichters, in der Schale des nüchternen, unerbittlichen Verstandes und der kühlen, psychologischen Erkenntnis ein warmes, gütiges Herz zu verbergen; an uns liegt es, wenn wir an diesem Kern vorbeileben.

Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg

Panks lachende Erben

Ein heiterer Münchener Roman von Oskar Gluth

Mit diesem Roman hat sich Oskar Gluth, den unsere Leser gewiß noch von seinem sonnigen Roman „Sommernachtsstraum am Spiegelsee“ (als Buch unter dem Titel „Frauenblüh“) in bester Erinnerung haben, ein bleibendes Verdienst erworben; er gehört zu den wenigen, die echten Frohsinn haben und ihn auch verbreiten können. Ein köstlicher, gesunder Humor und Optimismus weht uns entgegen; er ist besonders wohlthuend, weil er aus einem Herzen kommt, das die Eitelkeiten der Menschen kennt und sie so versöhnend darstellt, daß wir z. B. den reichen Erbonkel aus Java und seine Verwandten mit all ihren Schwächen lieb gewinnen. Darüber hinaus zeigt uns der Dichter, daß die Sehnsucht des deutschen Menschen nach der Heimat zwar eine Weile ruhen, aber nie ganz erlöschen kann.

L. Staackmann Verlag, Leipzig

Die Siedler vom Heidebrinkhofe

Von Gustav Schröer

Sieben aus dem Kriege heimgekehrte deutsche Soldaten, die aus ihren Berufen geworfen sind, unternehmen eine „Primitivsiedlung“ in der Lüneburger Heide. Wie diese Entwurzelten um die harte Erde ringen, bis sie

von ihr gesegnet werden und Wurzel schlagen, ist mit reinsten Wahrheit und bärbeißigem Humor geschildert. Ein Buch von der Heide, das Kraft und Hoffnung ausstrahlt. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh

Armin der Cherusker

Roman von Hans Heyek

Der rühmlich bekannte Dichter hat das Größte versucht: das Antlitz des Arminius zu erfinden, der Deutschland zuerst zur Freiheit geführt, ja der es geschaffen hat, indem er es zum erstenmal einigte. In lebendiger Frische läßt er die Landschaft und zweitausendjährige Kultur des alten Germaniens entstehen, hinreißend die weltgeschichtliche Sprengung der römischen Knechtschaft durch den gewaltigen Feuergeist des Cheruskerfürsten erleben und noch in packender Steigerung die wechselnden langjährigen Kämpfe bis zur endgültigen Verjagung des Imperators Germanicus und dessen echt römischen Triumph. Der Roman ist eine nationale Dichtung, in der sich Schöpferkraft und ein erhebender Geist bezeugt, der seine Sonde in die Tiefe des deutschen Wesens senkt und die Zukunft beschwören möchte.

L. Staackmann Verlag, Leipzig

Goya und das Löwengesicht

Roman von Karl Hans Strobl

Ein neues, wohlgeklungenes Unterfangen, eine große Figur der Kunst im ganzen Lebensbild zu sehen und zu erfassen. Die Phantastik des künstlerischen Werkes, das Wilde, Gewaltige und dabei oft Große dieses einzigartigen spanischen Meisters wird von Strobl im Rahmen des Freiheitskampfes gegen Frankreich und Napoleon dargestellt. Keine dürre Biographie, sondern ein dem heutigen Menschen lebensnahes Bild wächst, fußend auf dem historischen Ablauf, heraus. Goya wird in seinem vielfältigen Wesen selbst gezeichnet in der Gegenspielerin, die bald als Donna Isabella, bald als abschreckende Bettlerin Pastrana erscheint und ihr geheimnisvolles Spiel treibt. Ein neuer Strobl — ein fesselnder Strobl!

Verlag L. Staackmann, Leipzig

Der Spielmann Gottes

Ein Mozart-Roman von Anton Mayer

Ein besonders gut erdachter Titel gerade für diesen musikalischen Großmeister, der wie kein anderer Vermittler göttlicher Melodien war. Daß man in ihm aber nicht nur den sorglosheiteren und irdisch-unbeschwerten Liebhaber der Götter zu sehen habe, das zeigt so recht dieser Roman, der den Menschen und Künstler Mozart und sein Schaffen inmitten einer Welt mißgünstiger Intrigen, barbarischen Unverständnisses, niederdrückender Mißerfolge und zermürbender finanzieller Not zeichnet. Mit bemerkenswertem Geschick ist hier Geschichtliches mit Eigen-Dichterischem verwoben und Mozarts Musik mit Verständnis nahegebracht. Erschütternder Abschluß das Requiem, das Mozarts eigenes Requiem wurde.

Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin

Was das Leben köstlich macht

Roman von Albert Otto Rust

Ein Roman um die Jugend von heute. Frisch, fröhlich, draufgängerisch, und doch nicht blind den Gefahren gegenüber, die lebenslustigen Töchtern reicher Väter bei ihrem Kampf um Selbstständigkeit und Selbstbestimmung bisweilen drohen. Diese Dixi Roessig, diese Lilli Breda sind junge Menschen von Fleisch und Blut, und auch ihre männlichen Gegenspieler zeichnen sich durch bemerkenswerte Lebensnähe aus. (Scherls 2-Mark-Romane.)

Verlag Scherl, Berlin

In jede Küche gehören:

MAGGI^s Erzeugnisse

Würze
Suppen
Fleischbrühe

sie helfen sparsam wirtschaften

■ Sammeln Sie MAGGI-Gutscheine, es lohnt sich! ■



... denn „Küppersbusch“
hat die Führung in der
Fabrikation der Herde

Wenn Sie einen Herd oder
Ofen brauchen, warum nehmen
Sie nicht die führende Marke?

„Küppersbusch“

für Herde u. Öfen das weitaus größte und führende
Werk Europas ist in der Lage, Ihnen das Beste,
Neueste und Preiswerteste zu liefern!

Für Haushalterde und Öfen Verkauf in Fachgeschäften,
wo nicht vorhanden, bitte sich an uns zu wenden

F. KÜPPERSBUSCH & SÖHNE A.-G.
GELSENKIRCHEN



Wer möchte nicht im eigenen Heim unterhaltende und belehrende
oder gar selbstgedrehte Filme vorführen können? — Der geringe
Preis des **Pathe-Kid-Projektors** von RM 39.60 ermöglicht es
jedem. Handhabung kinderleicht und feuergefährlos. Bildgröße 1 m.
Riesenauswahl guter Filme von RM 2.70. Erhältlich in Photohand-
lungen. Bezugsquellen-Nachweis und Prospekte kostenlos durch
PATHE DÜSSELDORF X 109.

Ein Goethe-Roman von Toni Schwabe

Als Thüringerin war Toni Schwabe besonders dazu berufen, den Zauber, der über dem Weimar von 1788 liegt, einzufangen und vor allem den Dialekt zu feinsten sprachlichen und humoristischen Wirkungen zu nutzen. Erstaunlich, wie nahe sie dabei ihren Menschen kommt, besonders natürlich Christiane selbst, deren naturhafte und befreiende Liebe sie bis in ihre zartesten Keime verfolgt. Ein besonders schönes Frauenbuch, auch für die Frau von heute.

Carl Reißner Verlag, Dresden

Der Karren

Roman von B. Traven

Groß und geräumig öffnet sich hier wiederum eine harte und unerbittliche Landschaft des menschlichen Lebens: sie berichtet in gequadrten Wortblöcken vom Schicksal des jungen mexikanischen Indianers Andreu, der gleich seinen Kameraden als Karrenführer über die unwegsamen Steppassen der Sierra wandert, seine Muskeln zerschindet und zwischen den stacheligen Mühsalen des grauen Alltags nur einmal im Jahr die schmale Zukost eines derben Volksfestes erhält. Mit jener bitteren Wucht geschrieben, die jedem Satz des Erzählers Traven seine leidenschaftliche Prägung gibt, wird dies neue Buch ein neues Beispiel männlichen Ingrimms — daß es zugleich das wunderbar leise und scheue Zeugnis von einer indianischen Liebe ablegt, bestimmt und bestätigt ein Dichtertum, das stärker ist, als es selber ahnt.

Universitas-Verlag, Berlin

Moirä

Roman von Heinrich Herm

Auf hoher See stößt der Luxusdampfer „Australia“ auf ein unter Wasser treibendes Wrack und läuft Gefahr, jeden Augenblick abzusacken. Von der Umsicht und Verschwiegenheit des deutschen Gelchrten Borchardt, der zufällig Augenzeuge wurde, hängt es ab, ob eine Panik der Passagiere vermieden werden kann. Die Stimmung wird immer drohender, es kommt zu Ausschreitungen und Tötlichkeiten, als Frauen und Kinder umgeschifft werden. Borchardt, geschmält und verhöhnt von der einst so geliebten Frau, bleibt auf seinem Posten bei einem gelähmten Kind und dessen Pflegerin. Dank der unerhörten Aufopferung des Kapitäns und seiner Mannschaft wird das Schiff sicher in den Hafen gebracht. Der Verfasser, ein Franzose, hat diesen Roman in deutscher Sprache geschrieben und deutschem Pflichtbewußtsein und Opfermut ein anerkennendes Denkmal gesetzt.

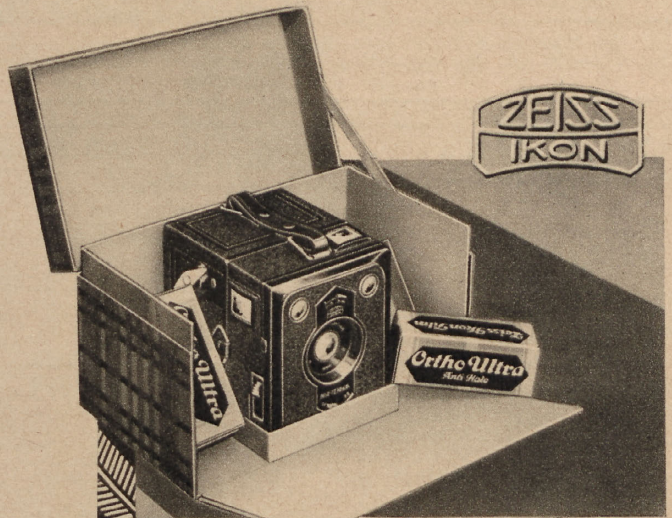
Verlag E. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin

Ein Sturmwind von Jamaika

Roman von Richard Hughes

Englische Kinder aus Jamaika werden nach England geschickt, weil Erdbeben und Wirbelstürme die paradiesische Insel heimgesucht haben. Sie werden auf dem Schiff von Seeräubern gefangen genommen und in den westindischen Gewässern und Schlupfwinkeln herumgeschleppt, bis sie, wie durch ein Wunder, an ihren Bestimmungsort gelangen. Das Leben in Jamaika um 1800, die überirdische schöne Tropenwelt, Naturkatastrophen von unfassbarer Größe (die fabelhaft geschildert sind) und die nicht ganz harmlose Seeräuberromantik von anno Toback, von zehnjährigen englischen Kindern erlebt, ergeben einen ebenso ergötzlichen wie phantastischen, lehrreichen und lebenswahren Roman, in dem unverhüllt die Abgründe klaffen und die Magie des Märchens, das Paradies der Menschheit siegreich in allen Farben des Regenbogens leuchtet.

Erich Reiß-Verlag, Berlin



« Mit Rücksicht schenken! »

Das heißt in unserer Zeit: Durch die Weihnachtsgabe dem Beschenkten nicht unnötige Ausgaben verursachen, die ihm vielleicht schon vor Neujahr die Freude verderben würden. Weihnachtsgaben mit Rücksicht sind die Zeiss Ikon Cameras für das Format $4\frac{1}{2} \times 6$ cm, die nicht nur 8, sondern 16 Photos auf jedem 6×9 -Rollfilm ergeben. Die Box-Tengor $4\frac{1}{2} \times 6$, mit der man auch im Winter fotografieren kann, kostet in moderner Künstler-Kassette mit Filmen für 32 Aufnahmen nur RM 15.45.

In jeder guten Photohandlung — reich illustrierter Winterprospekt auch von der ZEISS IKON A.-G. DRESDEN 359.

Hensoldt

Feldstecher als Weihnachtsgeschenk immer willkommen.

Handlichste Form und überragende Leistung — die Folge der besonderen Prismenkonstruktion — machen speziell die DIALYT-Modelle besonders wertvoll! Nähere Auskunft durch Liste G 53 kostenlos.

M. Hensoldt & Söhne
Optische Werke A. G.
Wetzlar.

SCHWERHOERIG?

Sie brauchen keinen elektr. Hörapparat zu kaufen, wenn Sie augenbl. nicht möchten. Sie können einen der weltb. **Acousticon**-Apparate ohne irgendw. Sicherheitsleistung und äußerst billig mieten! **Acousticon** unübertroffen seit 1903. **ACOUSTICON G.m.b.H.**, Berlin-Wilmersdorf, Landhausstr. 9. G

Massenfänge

von Fuchs, Marder, Iltis, Fische, Maulwurf, mit meinen Geheimmitteln. **Gifte** von blitzartiger Wirkung lieferbar. Kataloge und Fanggeheimnisse kostenlos. Sie staunen!



Kieferle Randegg 126, Baden.

NSU

WEIHNACHTS-GESCHENKSCHEIN

DIE FREUDIGE ÜBERRASCHUNG UNTERM WEIHNACHTSBAUM

NSU-GESCHENKSCHEIN
NSU MOTORFAHRRAD "MOTOSULM"

lassen Sie sich beraten durch den zuständ. Vertreter
oder verlangen Sie Geschenkscheine und Aufklärung direkt durch NSU-D-Rad
Vereinigte Fahrzeugwerke A.G. Neckarsulm/Wittbg.

Die selt. Sachs. 3 Pf. rot Kat.-W. 1200.- können Sie kostenl. erh. Näh. d. meine Gratispreisliste. **Markenhaus Max Herbst, Hamburg 36 R.**

Gute Briefmarken gratis (Katalogwert M. 5,-)

erhalten Besteller meiner soeben erschienenen reich illustrierten Preisliste Nr. 8 gegen Einsendung von 50 Pf. in kurs. Briefmarken. **J. Littner, München III, Arnulfstraße 16.**



Wer gute Taschen- oder Armband-Uhr ganz billig kauft, will, verlange **Preisliste gratis Uhren - Klose, Berlin SW 29, (46) Zossener Straße 8**

Marzipan

Das Beste vom Besten. Brotform, Wurst lang und rund $1\frac{1}{4} \times 1\frac{1}{2}$, 1 Pfd. und größer **Pfd. Mk. 2.20** dasselbe mit Schokolade bezogen, lange frisch haltend **Pfd. Mk. 2.40**. Versand als Päckchen von 1 Pfd. an per Nachnahme, 3 Pfd. portofrei. **Konditorei Knigge Bremen. Gegr. 1889.**

Weihnachts-Geschenk!

Für GeflügelFreunde. „Liliput“, der neueste Brutapparat für kleinen Geflügelhof. Verlangen Sie sofort Prospekt. **M. Wagner & Co. Velmede - Ruhr.**

Kundige Vertreter gesucht!

Die 61 mm breite Millimeterzeile kostet 1.—RM. Bei Wiederholungsanzeigen Rabatt (von 6mal an 5%, von 13mal an 10%, von 26mal an 15%, bei 52mal 20 %). Bei Anforderung von Prospekten der nachstehenden Institute wird gebeten, das Porto für einen Doppelbrief beifügen zu wollen. Die Reihenfolge der Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse.

Mathilde- Zimmer- Stiftung

Töchterheime und Heimfrauen Schulen
in Berlin-Nikolassee, Berlin-Zehlendorf, Dresden-Sellerau, Eisenach, Gernrode-Harz, Kassel-Wilhelmshöhe, Weimar. Praktisch-wissenschaftliche Lebensschulung der Frau / Gründliche hausfrauliche Ausbildung / Gymnasialunterricht. Warm. leb. Gemeinschaftsleb. eig. Zeitschr. / Individ. Behandlung. Erste Lehrkräfte / Staatl. Berechtigungen / Gute Verpflegung. In einzelnen Heimen **Sonderfächer**, wie: Fremde Sprachen, kaufm. Ausbildung, Gartenbau, Kindergarten, Säuglingspflege, Kunstgewerbe, Musik, Gymnastik, Sport, Menschl. Schulung. Hauswirtschaftlich-pflegerische **Halbjahresturse für Abiturientinnen**.

Frauenoberschule Weimar, der Weg zur Vollreife für praktisch-frauliche Begabungen (Obersekunda bis Oberprima). — Internat. — **Erholungsheim Haus Hagental Gernrode-Harz**, angenehmer, ruhiger und preiswerter Sommer- und Winteraufenthalt für jedermann. Prospekte G und nähere Auskunft durch die Leitung. **Vorkriegspreise.** Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19. Telefon Zehlendorf 1198.

Norddeutschland

Göttingen. Koch- u. Haushaltungsschule, Töchterheim **M. Wultze**, staatl. anerkannt, gegr. 1898. Gründl. hausw., wissensch. Ausbild. Gefellig. 1/4, 1/2 u. Jahrest. Prosp. Monatspr. 100 M. Beste Empf.

Hannover-Havelte. Töchterheim **Vode**. Beste hauswirtschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildg. Erstklassige Verpflegung. Prospekt anfordern.

Bad Rehburg Töchterheim Villa Weidmannsruh. Haushaltungspensionat, herrl. Lage direkt a. Walde.

Westdeutschland

Godessberg a. Rh. Haus **Frohmann**. Erstkl. Ausb. Beste Verpf. Heizung, fließ. Wasser. **Frau Paula Schürmann**.

Rhönndorf/Rhein. Töchterh. Haus **Henriette**. Haushaltungspensionat, Nebenfächer. Best. Verpf., Kl. Kr.

Rhönndorf/Rhein Töchterheim **Frau M. Krieger**, gründl. hausw., gefellig. Ausbildung.

Schloß Runkel a. d. Lahn Töchterheim, staatl. anerkannte Haushaltungsschule für junge Mädchen. Gegr. 1892.

Gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, Weißnähen, Schneidern, Handarbeiten. Auf Wunsch Musik- und Malfunden usw. Herrliche Lage, Luftkurort. / / / Prospekt und Auskunft kostenlos.

Mitteldeutschland

Blankenburg/Harz. Jungmädchenheim Haus im Park. Hausw., gefellig. Ausb., Ech., Sport. Mon. 60 M.

Blankenburg/Harz. Töchterheim **Kittm. Kaulbars u. Frau Grdl.** hausw. Ausb., Gefell., Erholung. Prospekte. Ia Ref.

Dr. Marie Voigts Erfurt Staatl. anerf. Haushaltungsschulen/Gegr. 1894

Jena Einj. Kurs. Erf. f. Berufsch. Frauench., Erf. f. Berufsch. Halb- u. Viertl. Kurse. Grdl. Lehrgang. z. Ausbildg. staatl. Ausb. i. all. Zweig. d. Hausw. Haushaltungspflegerinnen m. allg. bild. Fäch., Gymn., Mus. staatl. Prüf. Eig. Landhaus. Internate, Prospekte, ermäßigte Preise.

Dresden-Loschwitz Haus „Lichte Höhe“ Töchterheim I. Ranges. eig. Villa, gr. Garten, Wissensch., Hauswirtsch., Gefellig. Ausbild., Sport, Gymnastik, Kl. Kreis. **Frau Dr. Spigner.**

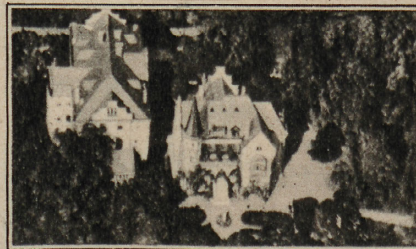
Gernrode-Harz, Töchterheim Hagenberg, Gegr. 1910. Herrl. Lage a. Walde. Vorzögl. Verpfleg. Erstkl. Lehrkräfte. **Haushaltsturse**, Wissensch., Sprach., Handelsfäch., Musik, Schneiderturk., Tanzst., gefellig. Ausb., Sport, Vorb. f. Berufe, u. w. ausf. reichere Vermittlung geeigneter Stellen, Zentralh., Prosp. m. vielen Bildern. **Frau Direktor M. Falde.**

Bad Harzburg. Töchterheim **Fr. Dr. med. Krausnick** Hauswirtsch., Wissensch., Sprachen, Handelsfäch., gefellig. Ausbildg. Sport, Erholg. Ia Ref., Prosp.

Helmstedt Höhere Töchterh. VI.—VIII. Töchterheim **Wittke-Lademann** Gegründet 1874. Haus am Walde. Gewissenh. Pflege, gute Kost. Aufnahme v. 10. Jahre an.

Meißen Töchterheim **Beckold** m. Priv. Haushaltungssch. staatl. anerf. Berufsschulber. Eig. Haus. Näh. d. Prosp.

Weimar. Töchterinstitut **Gruber** Frauenchule mit staatl. Abgangszeugnis. Töchterheim mit ganz- u. halbjährigen Kursen, Fortbildung in allen praktischen und wissenschaftl. Fächern, Rhythmit, eigene Lehrkräfte. Prospekt, Referenzen.



Süddeutschland

Baden-Baden Töchterheim **E. van Dühren**, Eigenh. in freier, gef. Höhenlage. Grdl. Ausb. im Schwarzwald im Haushalt, wiss. Weirerb. **ADT** Gymn., Sport, vorz. Verpf., staatl. genehmigt. Nächster Eintrittstermin Anfang Januar 1933

Bensheim, Haush.-Pensionat Eichler. Grdl. hausw. Ausb., Gefell., Erholung. Prospekte. Ia Ref.

Freiburg Scholz - Wemans Töchterheim Hauswirtschaftl. Wissenschaft, Sport, Gesellschaftliche Fortbildung; Musfr. Werbeschrift.

Freiburg/Br. Töchterheim „Haus Vogel“ Thurneierstr. 60. Tel. 3914. ruh. Lage. (südl. Schwarzwald) Waldesnähe. biet. geb. Töcht. (a. Erholgsbed.) Gef. z. gründl. Erlern. d. Haush. usw. Prosp. Ref.

Heidelberg Töchterheim am Gaisberg Erstklass. Haus. — Gründl. Ausbildg. — Ermäß. Preise.

Heidelberg Töchterheim u. staatl. anerkt. Frauenschule, erstkl. Ausb., neuzeitl. Haus, beste Ref. Villa **Scheffelhöhe**, Scheffelstr. 6b

Seppenheim, Bergstr., Töchterh. v. Fr. Reg.-Rat Hamman. Hsh., Koch., Hdb., Mus. Kl. Krs., mon. 75.—M.

Ausland

Rolle/Genfer See. Töchterpens. **La Combe** Gründliches Studium der französischen Sprache, Englisch, Italienisch, Klavier (Konserv.), Handelsfächer, Gr. Gärten, Hockey-, Lacrosse-, Tennisplatz. In freier Landschaft gelegen. Alle Zimmer geheizt und mit fließend. Kalt- und Warmwasser. Gegr. 1882. Mr. et Mme. Chs. Dedie, Dir.

Weimar, Institut Dr. Weiß Gegründet 1874

Töchterheim Lehrpl. ein. Haush.-Schule. Wahlfr. Unterr. Erholung. Eintritt Oktober und Ostern
3j. Frauenoberschule u. 1j. Frauenschule Staatl. auch in Preußen anerkannt
Großer Besik. Fließ. kalt. u. warm. Wasser i. all. Zimmern. Persönliche Leitung durch Familie des Inhabers.

Töchterpens. Maison de la Harpe

Rolle-Genfersee u. Villars-Bex (1300 m). Erstklass. Institut. 9 Monate am Genfersee u. 3 Monate (15. Dez. bis 15. März. in eigen. Chalet in Villars. Hr. u. Fr. Past. **Amiguet**.

ZÜRICH Töchterinstitut Graf Illustr. Prospekte. Ia. Referenz.

Schulen und Lehranstalten

Die 61 mm breite Millimeterzeile kostet 1.—RM. Bei Wiederholungsanzeigen Rabatt (von 6mal an 5%, von 13mal an 10%, von 26mal an 15%, bei 52mal 20 %). Bei Anforderung von Prospekten der nachstehenden Institute wird gebeten, das Porto für einen Doppelbrief beifügen zu wollen. Die Reihenfolge der Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse.

Vorbereit.-Anstalten und Pädagogien

Paedagogium Schwarzaal

Bad Blankenburg in Thüringen
Realschule mit Schülerheim, VI—U II, auch Aufnahme von Grundschulern. Staatl. Obersekundareife a. d. Anstalt. Herrliche, gesunde Lage, neuzeitlich eingerichtet. Sport, Wanderungen. Mäßige Preise. Bilderr. Prosp. Ref. d. d. Direktion.

Spöhrerschule Calw

Schwarzwald. Schüler und Töchterheim. Höhere Handelsschule. Realschule und Realgymnasium: Sexta bis Abitur.

Abitur!

Private Abitur-Vorbereitungsanstalt Darmstadt Herwegh 31. Telefon 495. Auch Damen. Zeitgewinn.

Dresden Vorbereitungsanst. Laue

Für alle Schulprüfungen bis Abit. Joh.-Georg-Allee 23 (Nähe f. Dam.) Reichsverbandsprf. Fernruf 10720 f. Kaufl. u. Techn. / Schülerheim

Pädagogium Traub

Frankfurt-Ober 4 Gegr. 1912. Sexta bis Abitur. Kl. Klassen. Schülerh. Gute Verpfleg. Egl. Arbeitsstb. Neuzeitliches Schulhaus im Naturgrün. Nichtverlegte holen verlorene Zeit ein. Druck. frei.